

*DAS JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS:
TRÄUME UND WÜNSCHE*

UISG BULLETIN

NUMMER 157, 2015

VORSTELLUNG	2
DER LEITUNGSDIENST IN EINEM KLIMA DES WANDELS AN DEN BRUCHSTELLEN LEBEN <i>Schw. Carmen Sammut, MSOLA</i>	3
JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS DAS EVANGELIUM DES LEBENS VERKÜNDEN <i>Schw. Tiziana Longhitano, SFP</i>	19
BERICHT VON DER AUßERORDENTLICHEN SYNODE <i>Schw. Margaret Muldoon, SFB</i>	25
FAMILIE UND GEWEIHTES LEBEN ZWISCHEN DEN SYNODEN ÜBER DIE FAMILIE <i>P. Enzo Brena, SCJ</i>	32
KATAKOMBENPAKT (DOMITILLA) EINE DIENENDE UND ARME KIRCHE	39
LEBEN DER UISG	42

VORSTELLUNG

In diesem Jahr, das dem geweihten Leben gewidmet ist, sind viele Ereignisse, Bücher und Feiern vorgesehen, die diese besondere Berufung zur Nachfolge Christi im Schoß der Kirche in den Mittelpunkt stellen. In diesem Bulletin geben wir einen kurzen Überblick über verschiedene Aspekte des geweihten Lebens.

Im ersten Artikel, *Das Ordensleben in Zeiten des Wandels: an den Bruchstellen leben*, greift **Schw. Carmen Sammut** das Thema der Instabilität unserer Welt auf, die ständigen Veränderungen unterworfen ist, oft in einem schwindelerregenden Rhythmus, die keine Konsolidierung finden und natürlich auch das geweihte Leben beeinflussen. Darüber zu jammern nützt nichts: Dies ist die Zeit, die Gott uns schenkt. Die Herausforderung besteht darin, kreativ und mutig zu sein, damit unsere Talente sich vervielfältigen und in unserer heutigen Zeit Früchte tragen. Was erwartet unsere Welt von den Ordensmännern und Ordensfrauen? Meine Kongregation, meine Gemeinschaft: Wie antworten sie auf die Bedürfnisse der Gesellschaft? Was erwartet Gott von mir, die ich ihm geweiht bin?

Auf derselben Linie präsentiert **Schw. Tiziana Longhitano** eine Zusammenfassung der Antworten auf die Frage: Was wird erwartet – was erwarten wir – von der Feier des Jahres des geweihten Lebens? Viele Antworten offenbaren Wünsche und Träume von einem neuen Gesicht des geweihten Lebens, das in seiner Gegenwart verankert ist und sich für die Menschen einsetzt, das aus erwachsenen Frauen und Männern besteht, verantwortungsbewussten und mutigen Zeugen eines auch weiterhin prophetischen Lebens.

Schw. Margaret Muldoon, die einzige Ordensfrau, die an der Außerordentlichen Synode über die Familie teilgenommen hat, führt uns in die Dynamik und die wichtigsten Themen ein, die in den Sitzungen der Synode, die im Oktober 2014 gefeiert wurde, diskutiert und untersucht wurden. Von ihrer persönlichen Erfahrung ausgehend bringt sie den Wunsch nach mehr Dialog und Offenheit gegenüber der heutigen Wirklichkeit der Familie zum Ausdruck sowie die Notwendigkeit, starre und verschlossene Haltungen aufzugeben, die die Menschen nicht nur von der Kirche, sondern auch vom Glauben an Jesus Christus entfernen.

P. Enzo Brenna spricht über die gegenseitige Ergänzung der Berufung zum geweihten Leben und der Berufung zur Ehe, die das gemeinsame Ziel haben, der Welt die Liebe Gottes zu offenbaren, in ihrer jeweiligen besonderen Form, die Evangelisierungssendung zu leben. Zur Freiheit erziehen bedeutet daher, die verschiedenen Lebensoptionen anzubieten und der Berufung, zu der ein jeder berufen ist, treu zu folgen. Gerade hier steht unsere Gesellschaft vor einer großen Schwierigkeit: die Brüchigkeit der eingegangenen Verpflichtungen, die eher vom Wunsch nach Selbstverwirklichung als von der Begegnung mit dem anderen / dem Anderen her motiviert sind.

Abschließend erinnern wir an den **Katakombenpakt (Domitilla)**, der vor 50 Jahren, im Jahr 1965, von etwa 40 Kardinälen unterzeichnet wurde, mit dem Ziel, sich dafür einzusetzen, eine „dienende und arme“ Kirche zu sein, die bereit ist, den Weg des Evangeliums zu beschreiten, inkulturiert in die sozialen und kulturellen Gegebenheiten des Lebens. Das glaubwürdige Antlitz der Kirche ist das Antlitz des Dienens und der Mission, der Einfachheit und der Demut, der Annahme und des Verständnisses ... vor allem bei den Geringen, den Schwachen, den Ausgegrenzten...

DER LEITUNGSDIENST IN EINEM KLIMA DES WANDELS AN DEN BRUCHSTELLEN LEBEN

Schw. Carmen Sammut, MSOLA

Schw. Carmen Sammut ist Generaloberin der Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika. Sie wurde auf Malta geboren. Sr. Carmen ist als Lehrerin ausgebildet. Als MSOLA studierte sie am PISAI, dem Päpstlichen Institut für Arabische und Islamische Studien in Rom. 30 Jahre lang lebte sie in Nordafrika: in Mauretanien, Algerien und Tunesien. Sie ist gegenwärtig Präsidentin der UISG.

Dieser Vortrag wurde vor Delegiertenrates der UISG in Nemi (Rom), (vom 4. bis zum 11. Februar 2015) gehalten.

Original Englisch

Einführung: Wir leben in „der besten aller Zeiten“. Dies ist die Zeit, die Gott für uns bestimmt hat, der Raum, in dem alles, was vor uns gewesen ist, zusammenläuft, und wo alles, was vor uns liegt, verheißungsvoll aufscheint. Durch unseren Glauben wissen wir auch tief in unserem Innern, dass dies die Zeit von Gottes menschgewordenem Wort ist, das stets bei uns ist, des Geistes, der in uns und durch uns weht. Es ist eine Zeit, um unsere Träume zu verwirklichen. Unser Papst hat in *Evangelii gaudium* seinen Traum beschrieben: „Ich träume von einer missionarischen Entscheidung, die fähig ist, alles zu verwandeln, damit die Gewohnheiten, die Stile, die Zeitpläne, der Sprachgebrauch und jede kirchliche Struktur ein Kanal werden, der mehr der Evangelisierung der heutigen Welt als der Selbstbewahrung dient“ (EG Nr. 27).

1. Wie können wir unsere Zeit definieren?

Wie können wir unsere Zeit beschreiben? Wo liegen die Widersprüche? Als Teil unserer Gesellschaft erleben wir Fortschritte und Rückschritte, den Reichtum und die Armut unserer Zeit. Wir sind von materiellen Gütern umgeben, und zahllose Menschen hungern; wir versuchen, um jeden Preis das Leben zu verlängern und zerstören das Leben auf vielerlei Weise; wie erleben Fortschritte im Hinblick auf Menschenwürde und Freiheit, und zahllose Menschen sind Opfer der modernen Sklaverei, die von Unrechtssystemen wie dem Menschenhandel verursacht wird; es gibt große medizinische Fortschritte, und wir stehen neuen und alten Krankheiten gegenüber, die immer resistenter sind gegenüber bekannten Arzneimitteln; wir befinden uns in einer

Zeit umfassender sozialer Kommunikation, und es gibt viel einseitige Information. Wir leben in einer globalisierten Welt und bemerken oft jene nicht, die ganz nahe bei uns sind; wir leben in einer Zeit der Interkulturalität und sehen gleichzeitig ultranationalistische Ideologien ihr Haupt erheben. Wir leben in einer Zeit großer Hoffnung, in der gleichzeitig viel Verzweiflung herrscht; wir sprechen von Liebe und verhalten uns gleichgültig. Wir erkennen, dass unser Planet unserer Obhut anvertraut ist, und behandeln ihn so als würden wir ihn besitzen. Wir kennen viele wunderbare Familien, und dennoch werden Werte wie immerwährende Treue und Verpflichtung, die Grundlagen der Beziehung im menschlichen Leben, in Frage gestellt. Wir erweitern unser Wissen über unser Universum, seinen Ursprung, seine Mechanismen und versuchen zu verstehen, was dies für uns, für unsere Geschichte, für unseren Glauben bedeutet. Wir befinden uns in einer Zeit, in der Völker in Bewegung sind und Kulturen und Religionen sich miteinander vermischen, und haben dennoch Angst voreinander, denn in Wirklichkeit kennen wir einander nur oberflächlich.

Ich möchte die Liste nicht fortsetzen, aber ich bitte Sie, auf die Zeichen der Zeit für Sie selbst zu achten – auf die Widersprüche, die uns zu Bewusstsein führen, dass viele unserer Mitmenschen zu Gott schreien, wen auch immer sie für Gott halten. Gott ist stets auf der Seite der Unterdrückten, derer, die sich verloren oder ausgegrenzt fühlen, derer, die verlassen und vernachlässigt sind. Gott antwortet stets auf ihren Schrei, indem er Menschen sendet. Das ist die Geschichte der Bibel, und das ist noch heute unsere Geschichte. Hier treten wir ins Geschehen. Jeder von uns ist berufen, weil Gott den Schrei der Menschen gehört hat und weil Gott unser Herz bewegt hat. Wir sind Mitglieder unserer Ordensfamilien, weil wir im Hier und Jetzt Gottes Wunsch hören und ihn uns zu eigen machen wollen. Wir sind berufen, um an den Bruchstellen Gottes Sendung zu erfüllen.

Aber was ist mit unseren Instituten? Alles, was ich gerade beschrieben habe, geht durch unsere Institute – nicht „wir“ und „sie“ sind gemeint, sondern „wir alle gemeinsam“. In einer Zeit medizinischer Fortschritte leben die Mitglieder unserer Institute und wir selbst natürlich länger. Einige unserer Mitglieder sind hochbetagt. In meiner kleinen Kongregation haben wir fünf Schwestern, die über 100 Jahre alt sind. Außerdem treten weniger junge Menschen in unsere Institute ein, was den Alterungsprozess noch verstärkt. Das gilt für den amerikanischen Kontinent, Europa und Australien, während die Zahl der Berufungen in Teilen Afrikas und Asiens zunimmt. Unsere Gemeinschaften werden interkultureller – mit allen Herausforderungen, die dies mit sich bringt. In unseren Gemeinschaften können wir verschiedenen Denkrichtungen begegnen: in der Theologie, im Gebetsleben, im Verständnis der Gelübde und des Gemeinschaftslebens.

Wir mussten uns unserer eigenen Armseligkeit stellen, aufgrund all dessen, was durch den Skandal des Missbrauchs von Kindern durch Angehörige des Klerus ans Licht gekommen ist. Das ist ein schreckliches Verbrechen, und wir bedauern es aufrichtig. Wir wissen, dass es Kindern und verletzlichen Erwachsenen großen Schaden zugefügt hat. Es hat Schimpf und Schande über uns gebracht – es ist kein Ruhmesblatt mehr, zu solchen Leuten zu gehören wie wir es sind. Gleichzeitig hat es uns jedoch gelehrt, dass das, was

draußen geschieht, auch hinter unseren eigenen Mauern vorkommt – ob wir es zugeben wollen oder nicht. Dazu gehört auch Ausgrenzung jeder Art, Neid, Konkurrenzdenken, Trägheit, Selbstbezogenheit und was sonst noch alles. Das ist jedoch nicht das, was wir im Kern sind. Es sagt durchaus nicht alles über uns. Es sagt aber etwas Wichtiges: dass wir nicht Erlöser, sondern Erlöste sind, dass wir ebenso armselig und bedürftig sind wie jene, denen wir dienen. Willkommen in der Menschheit, wir sind wieder auf dem Planeten Erde angekommen! Wir bekommen einen anderen Blick auf uns selbst, auf andere, auf unseren Gott und auf unsere Sendung. Und das kann uns sehr gut tun. Natürlich sind unter uns auch viele einsatzbereite, mutige und treue Männer und Frauen, die auf vielerlei Weise weiterhin Licht und Hoffnung in unsere Welt bringen. Bei uns gibt es beides: das Gute und das Schlechte.~

2. Wie könnte Gottes Wunsch für unsere Welt aussehen, und wie können wir versuchen, ihn zu verwirklichen?

Wir können nur versuchen zu errahnen, was Gottes Wunsch ist. Wir haben uns mit dem Leben Jesu von Nazaret und seiner Jünger beschäftigt, mit dem Leben der Kirche durch die Jahrhunderte und haben die Flamme von unseren Ordensgründern übernommen. Dieser Ruf ergeht an uns, wenn wir unsere Gelübde ablegen und öffentlich verkünden, dass wir in Ehelosigkeit und immerwährender Entscheidungsfindung in der Gemeinschaft leben und das Geschenk dessen, was wir sind und was wir haben, dafür einzusetzen wollen, dass Gottes Traum für unsere Welt Wirklichkeit wird. Ich will daher einige Anregungen geben, die Sie selbst fortführen können.

a) Alle einschließen

Papst Franziskus schreibt in EG 23: „Die Freude aus dem Evangelium ist für das ganze Volk, sie darf niemanden ausschließen.“

Ich möchte Ihnen jetzt jemanden vorstellen, der für mein Leben als Missionsschwester in Nordafrika, wo ich 28 Jahre verbracht habe, große Bedeutung hatte. Das erste Mal, dass ich hörte, dass jemand unsere missionarische Gegenwart als Leben an den Bruchstellen bezeichnete, war in Algerien, Ende der 80er Jahre: Es war der Bischof von Oran, Pierre Claverie, ein Dominikaner. Pierre wurde 1938 in Algerien geboren und war dort aufgewachsen. Er war der Sohn einer französischen Familie, die seit vier Generationen in Algerien lebte. Als er 20 Jahre alt war, merkte er, dass er sein Leben in einer Art „kolonialer Seifenblase“ verbracht hatte: Er hatte nicht gesehen, ja sogar ignoriert und geleugnet, dass überall um ihn herum Algerier lebten, Muslime, in deren Land er sich befand. Als er das merkte, spürte er, dass er auf die anderen eingehen musste, und diese Bekehrung war der Ursprung seiner Ordensberufung. In seiner Jugend hatte er in der Kirche Predigten über die Nächstenliebe gehört. Er hatte jedoch nie gehört (auch wenn es gesagt worden war), dass die Algerier, die Araber, seine Nächsten waren. Er musste diese Entdeckung annehmen, bewusst mit den anderen leben, um sich von ihnen prägen zu lassen. Er musste die Mauern der gegenseitigen Ausgrenzung und Ablehnung niederreißen. Er musste seine Mentalität, die er als Kind erlernt hatte, ändern, um in seinem Denken, in seiner Vorstellungswelt und in seiner Lebensweise Raum zu

schaffen für die anderen – für die, die so nahe und dennoch anders sind.

Wir, die wir uns entschieden haben, Christus im Ordensleben nachzufolgen, sind beständig aufgefordert, in einem gewissen Maße dasselbe zu tun. Wir müssen unsere Augen öffnen und um uns herumblicken, um jene zu erkennen, die vor unseren Augen verborgen sind, aufgrund der Weltanschauung, die wir übernommen haben, sowie der Ängste und Vorurteile, die sie uns eingeflößt hat. Das erfordert den Mut, unsere Sichtweise, unser Handeln und Sein zu verändern. Ich erkenne mit der Zeit immer mehr, dass es stets Menschen gibt, die ich nicht bemerke, die in unserer Gesellschaft und manchmal sogar in unseren eigenen Kongregationen, auch in Rom, fast unsichtbar sind. Wir sollten uns fragen: Wen wollen wir nicht sehen – aufgrund seiner anderen Religion oder Philosophie oder Herkunft oder Kultur, seines sozialen Status oder Alters oder seiner Kleidung oder sexuellen Orientierung oder seines Charakters oder seiner Theologie oder was auch immer? Wir sollten uns fragen: Wer ist in unserer Gesellschaft, in unseren Kirchen und vielleicht auch in unseren Instituten unsichtbar? Was hält uns davon ab, uns ihnen zuzuwenden? Wir sollten daran denken, dass Jesus sich von der Syrophönizierin im Hinblick die Vorurteile, die er übernommen hatte, herausfordern und seinen Blickwinkel erweitern ließ.

b) Hebammen sein

Das Leben Jesu lehrt uns, nicht nur den Notleidenden zu dienen und auf jene, die wir gewöhnlich vermeiden oder nicht sehen, zuzugehen, sondern ihnen auch zuzuhören, uns anzuhören, was in ihrem Leben geschieht. Wir brauchen die Ohren einer Hebamme, die dem Herzschlag des ungeborenen Kindes lauscht, und müssen aufmerksam anhören, was die Menschen bewegt, unter denen wir leben. Welche tieferen Wünsche hat dieser Mensch oder dieses Volk, auch wenn sie sie aggressiv zum Ausdruck bringen? Was will hier das Licht der Welt erblicken? Was kommt aus dem Geist Gottes hervor? Das fordert unsere Gemeinschaften auf, in einer Atmosphäre des Gebets darüber nachzudenken, was sie sehen, hören und berühren, um so zu antworten und zu handeln wie der Prophet Jesaja sagt: „Das geknickte Rohr zerbricht er nicht, und den glimmenden Docht löscht er nicht aus“ (Jes 42,3). Über unsere Arbeit in Schulen, Bibliotheken und Krankenhäusern hinaus sind wir oft aufgefordert, Frauen zu begleiten, die sexuell missbraucht wurden, oder andere, die sich nach der Freiheit sehnen, ihre eigene Kleidung zu kaufen und ihren Ehemann selbst zu wählen statt sich einem allmächtigen Vater zu unterwerfen. Man muss jahrelang mit anderen gehen und auf das Herz der anderen hören. So erfahren wir, dass Gottes Geist unter Wehen neues Leben hervorbringen will. Mir selbst hat dieser Prozess geholfen zu sehen, dass Gottes Geist aktiv gegenwärtig ist in unseren Brüdern und Schwestern, die durch den Islam zu Gott gelangen, und ich musste eine Bekehrungsprozess durchmachen, um heute den Islam als Teil von Gottes unendlichem Liebesplan für die Menschheit zu betrachten.

Sie sind in anderen Bereichen tätig, aber ich bin mir sicher, dass auch Sie den Ruf hören, Hebammen zu sein, all das zu begleiten, was leben will, was ans Licht kommen will. Ich mag das Bild von der Hebamme, denn sie ist da bei der Geburt, einem Moment voll Schmerzen und Hoffnung, in dem eine Form der Beziehung zu Ende geht und neues

Leben geboren wird. Auch für uns kann unser Ruf, Jesus nachzufolgen und zu wissen, dass Gottes Geist im Herzen eines jeden Menschen, dem wir begegnen, lebendig ist, eine schmerzhaft Zeit sein, denn oft bedeutet es, dort zu sein, wo auch Schmerz vorhanden ist, manchmal auch Gewalt. Als Hebammen haben wir keine Kontrolle darüber, wer das Kind einmal sein wird, über die Umstände seiner Empfängnis und die weitere Entwicklung seines Lebens. Diese Großherzigkeit und diese Entsagung werden auch von uns in unserer Arbeit und in unserem Leitungsdienst verlangt.

c) Das Leben nach den Seligpreisungen begleiten

Wir leben in einer Zeit, in der das Vertrauen gegenüber Politikern und Religionsführern auf die Probe gestellt ist. Ein Abgrund hat sich aufgetan. Ganze Völker erkennen, dass sie mit einer Würde geboren wurden und dass diese ihnen nicht genommen werden kann. Ich habe den Aufstand der tunesischen Jugend am 14. Januar 2011 miterlebt. Ich habe verstanden, dass man ein Volk nicht für immer unterdrücken kann, dass Diktatoren einem Volk alles nehmen können – seine Freiheit, seinen Reichtum, seine Rechte –, aber nicht seine Würde. Und wenn nicht nur Einzelnen, sondern allen gemeinsam zu Bewusstsein kommt, dass diese in Gefahr ist, dann ist der Aufstand der einzige Ausweg. Ich habe die Massen junger und alter Menschen gesehen, die gerufen haben: „Wir haben genug, Ben Ali muss gehen.“ Ich habe gestaunt, als ich die Bereitschaft eines gewöhnlich friedfertigen Volkes sah, für seine Freiheit, seine Würde zu sterben, damit seine Kinder eine andere Gesellschaft erben können. Ich verstand: „Selig, die keine Gewalt anwenden (die Sanftmütigen – aber man beachte die Anmerkung in der *Jerusalemmer Bibel*); denn sie werden das Land erben.“ Als die erste demokratisch gewählte Regierung begann, ihrerseits diktatorisch zu werden, diesmal auf religiöser Grundlage, gingen sie wieder auf die Straße. Und als diese Regierung die Freiheit der Frauen einschränken wollte, gingen sie auf die Straße. Jetzt haben sie eine Verfassung, auf die sie stolz sein können, auch wenn es noch Raum für Verbesserungen gibt. Ich dachte auch an das Magnifikat: „Gott stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen.“

Worin besteht Gottes Sendung im Rahmen dieses Strebens nach einem Leben, in dem die Menschenwürde in vollem Umfang geachtet wird – einem Leben nach den Seligpreisungen? Ich brauche die Geißel des Menschenhandels, die überall gegenwärtig ist, wohl kaum zu erwähnen. Und die Flüchtlinge und Migranten, die vor Unrecht und schrecklichen Situationen davonlaufen. Wie sind wir Gottes Gegenwart in dieser Situation? Wie erheben wir unsere Stimme im Zorn über ihre Not? Was können wir tun, um die Lebens- und Arbeitsbedingungen in ihren Heimatländern zu verbessern? Wie können wir gemeinsam Druck ausüben auf nationale und multinationale Unternehmen, damit sie die Menschen, die für sie arbeiten, mit Würde und Gerechtigkeit behandeln? Wie können wir gemeinsam sicherstellen, dass unser Geld auf sozial verantwortliche Weise investiert wird – nicht nur, indem bestimmte Produkte und ungerechte Arbeitsbedingungen vermieden werden, sondern auch mit der Gewährleistung, dass unsere Investitionen sich positiv auf die Gesellschaft auswirken?

d) Mit Jesus gekreuzigt sein

An den Bruchstellen leben bedeutet, bei den Menschen zu sein – inmitten von Widerspruch, Konflikten, Schwierigkeiten, an einem unsicheren und ungewissen Ort – und nicht wegzulaufen. Genau dort, wo am meisten Chaos herrscht, ist Gott bei uns. In EG 268 lesen wir: „Die Mission ist eine Leidenschaft für Jesus, zugleich aber eine Leidenschaft für sein Volk. Wenn wir vor dem gekreuzigten Jesus verweilen, erkennen wir all seine Liebe, die uns Würde verleiht und uns trägt; wenn wir aber nicht blind sind, beginnen wir zugleich wahrzunehmen, dass dieser Blick Jesu sich weitet und sich voller Liebe und innerer Glut auf sein ganzes Volk richtet.“ Dazu gehören eine Menge Geduld und einen zutiefst liebevoller Blick, der über das eigentliche Geschehen hinausgeht und auf das wirkliche, wahre Wesen eines jeden Menschen und eines jeden Volkes ausgerichtet ist. Dazu müssen wir Kontemplative sein, müssen zulassen, dass die Betrachtung Christi unser Herz verwandelt und uns zum Handeln führt. Es bedeutet auch, keinen Teil der Menschheit abzulehnen.

Als Jünger Jesu sind wir gesandt, Diener der Frohen Botschaft der Versöhnung zwischen Gott und der Menschheit zu sein. Wir sind Mittler, in völliger Hingabe an Gott und den Nächsten. Mit Jesus sind wir dorthin gestellt, wo die Geschichte und das Reich Gottes einander begegnen.

Das ist dort, wo Jesus starb, am Kreuz, zwischen Himmel und Erde, mit offenen Armen, um alle Kinder Gottes zu versammeln, die zerstreut sind aufgrund der Sünde, die sie voneinander trennt, sie isoliert und sie gegeneinander und gegen Gott stellt. In Eph 2,15-16 lesen wir: „Er stiftete Frieden und versöhnte die beiden durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib. Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet.“

Am Kreuz ergreift Jesus nicht Partei, er weist keinen Teil der Menschheit zurück. Er versucht, beide Seiten zusammenzuhalten. „Vater, vergib ihnen.“ Die Versöhnung hat diesen hohen Preis. Irgendwie ist es einfacher, Partei zu ergreifen, zu verurteilen als für alle offen zu sein. Es geht über Großherzigkeit und Nächstenliebe hinaus. Pierre Claverie sagte immer wieder zu uns, dass die Kirche nicht nur eine multinationale Organisation ist, die karitative Werke tut. Das Kreuz muss in unserem Leben stets im Mittelpunkt stehen. Daher müssen wir bereit sein, unser Leben hinzugeben, auch bis zum höchsten Zeugnis der Liebe. Wir können uns hier an Papst Franziskus' Geste denken, der die Präsidenten von Palästina und von Israel zu sich in den Vatikan einlud, um für den Frieden zu beten. Diese Begegnung fand am Pfingstsonntag statt. Versöhnung ist ein mutiger Akt. Ich weiß von einem Vater, dessen Sohn aus dem Gefängnis entlassen wurde und der in die Basilika Unserer Lieben Frau von Afrika kam, um darum zu beten, die notwendige Stärke und Weisheit zu haben, ihn wieder willkommen zu heißen.

Manchmal müssen wir auch Versöhnung in unseren christlichen Gemeinschaften herbeiführen. In mancherlei Hinsicht war es für uns schwieriger, uns evangelikalen Christen, die ein anderes Missionsverständnis haben und anders an die Menschen herantreten, zu nähern und uns mit ihnen zu versöhnen, als mit Muslimen zu arbeiten. Welches Licht wirft das Ostergeheimnis auf diese Situationen?

Das stellt uns vor die Frage: Welche Bedeutung hat unser Leben? Wir alle sind

berufen, uns für andere hinzugeben – durch eine Aufmerksamkeit, einen Dienst, ein Lächeln. Es zeigt, dass wir das Leben, das in uns ist, mit anderen teilen. Es ist ein Leben, das zur Eucharistie wird, ein Leben, das bis zuletzt hingegeben wird. Jesus ist es, der heute die Bedeutung seines Lebens in uns zur Erfüllung bringt und uns bereit macht, unser Leben für andere hinzugeben, nicht nur für die, die wir lieben... Am 1. August 1996 wurde Pierres Leben hinweggenommen, zusammen mit dem Leben eines jungen algerischen Freundes, Mohammed, der ihn vom Flughafen abgeholt hatte.

Welchen Ruf hören wir? Was zerbricht in unserer Gesellschaft und in unseren Kongregationen? Welcher Schock wird erlebt? Wo sind wir berufen, Versöhnung herbeizuführen? Wie sind wir berufen, hier und jetzt unser Leben hinzugeben?

e) Verwalter der Schöpfung sein

Wenn wir eine kontemplative Haltung gegenüber der Schöpfung einnehmen, dann wissen wir, dass das, was wir in einem Teil des Planeten tun, nachhaltige Auswirkungen auf uns alle hat. Ob es uns gefällt oder nicht – wir sind miteinander verbunden. Einige von uns haben zu lange von den Gütern des Planeten profitiert, ohne daran zu denken, welche Auswirkungen es auf das Klima, die Gesundheit des Menschen oder die wirtschaftliche, politische und soziale Stabilität der Menschen, denen wir diese Güter genommen haben, haben könnte. Wir wissen heute, was wir etwas dagegen tun müssen, andernfalls hinterlassen wir den zukünftigen Generationen ein sehr verarmtes Erbe. Wir sind aufgerufen, Verwalter und nicht Eigentümer der Schöpfung zu sein. In vielen Ländern Afrikas profitieren die reichen Länder und einige wenige schwerreiche Menschen zum Beispiel vom Bergbau, und die Umwelt wird nicht respektiert. Ich weiß, dass es hier eine Debatte über eine neue Kohlenmine in Queensland gibt, die katastrophale Folgen für die Umwelt haben wird und auch Weideland durchkreuzt. Die Schöpfung ist auch unsere Verantwortung. Ich weiß, dass viele Gruppen von Ordensleuten viel Zeit und Mühe darin investieren, das Bewusstsein zu stärken und Aktionen anzubieten. Die UISG hat mehrere Arbeitsgruppen: „Justice and Peace Integrity of Creation“ (Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung), „Justice and Peace against Human Trafficking“ (Gerechtigkeit und Frieden gegen den Menschenhandel), „Justice and Peace Promoters“ (Förderung von Gerechtigkeit und Frieden).

Alles, was ich bisher gesagt habe, gilt sowohl innerhalb als auch außerhalb unserer Gemeinschaften. Ich möchte mich jetzt einigen besonderen Situationen in unseren Kongregationen zuwenden.

3. Was könnte Gottes Wunsch für unsere eigenen Gemeinschaften heute sein?

Unser Gott ist ein demütiger Gott, der uns als sein Abbild, ihm ähnlich, erschaffen hat. Eigentlich mögen wir das aber nicht sehr. Unbewusst ziehen wir das Bild eines starken, mächtigen Gottes vor, der es uns gestattet, andere zu beherrschen. Aber das ist nur ein falsches Bild, das wir erfinden. Wie will Gott seine Demut in uns zum Wirken bringen?

Ich habe bereits gesagt, dass der Missbrauchsskandal mehr Demut von uns fordert. Wir haben unseren Heiligenschein verloren, und Gott fordert uns nicht auf, ihn wiederzufinden, sondern bittet uns um Gerechtigkeit und Mitgefühl mit den Opfern und darum, unter dem Kreuz zu stehen, zusammen mit den Leidtragenden, manchmal auch mit denen, die in Verruf geraten sind, denen misstraut wird, die isoliert, unverstanden, ausgegrenzt sind. Dieser Ort war gut genug für Jesus, und so muss er auch für uns gut genug sein. Wir müssen uns entschließen, mit Christus an diesem Ort zu sein, zusammen mit der großen Schar von Frauen, Männern und Kindern, die bereits dort sind.

a) Unsere Einrichtungen

Wenn wir unsere geliebten Einrichtungen nicht mehr halten können, wenn sie uns weggenommen werden oder wir uns entschließen, sie abzugeben, dann betreten wir einen anderen Raum. Wir gelangen an einen neuen Ort und müssen uns selbst neu definieren. Es ist eine schwere, aber segensreiche Zeit, denn zumindest an einigen Orten wurden wir Ordensleute zu sehr mit unserem Dienst identifiziert, mit den Einrichtungen, die wir verwalten. Irgendwie hatten wir am Rande der Kirche unser Dasein verloren und blieben ihre prophetische Stimme.

Die Enteignung war ein großer Segen für die Kirche und die Ordensgemeinschaften in Nordafrika in den 1970er Jahren, als die Schulen und Krankenhäuser verstaatlicht wurden und zahlreiche Ordensleute und Priester Algerien und Tunesien verließen, weil es in diesen Ländern kaum noch Christen gab. Nur ein kleiner Überrest blieb. Der Grund, warum sie blieben, unterschied sich radikal von dem Grund, aus dem sie einst gekommen waren. Es war nicht mehr notwendig, dort zu sein, um zu unterrichten oder die Kranken zu versorgen, Katechismusunterricht zu geben oder zu predigen. Der Zweck ihres Daseins musste neu definiert werden. Die Gemeinschaften, die blieben, wussten, dass sie dort waren als Zeugen dafür, dass der Gott Jesu Christi ein Volk nicht verlässt. Sie waren nur mehr noch ein wenig Sauerteig in einer großen Masse von Muslimen. Und ich versichere Ihnen: Es ist nicht bedeutungslos, wenn es auch nur zwei Christen gibt in einer staatlichen Schule, in der alle Lehrer und Schüler Muslime sind. Ich glaube, dass wir in Europa, auf dem amerikanischen Kontinent und wohl auch hier heute berufen sind, radikale Entscheidungen zu treffen. Wir müssen auf die tiefgreifenden Veränderungen in unseren Gemeinschaften und in der Gesellschaft blicken, um neue Entscheidungen zu fällen und weiterhin kreativ auf Gottes stets neuen Ruf zu antworten.

Einige Kongregationen haben Laienverbände gegründet, die ihre Schulen, Gesundheitseinrichtungen oder anderen Werke im Geiste ihres Charismas weiterführen wollen. Andere haben sich entschlossen, interkongregationale Wege zu gehen. Ich kenne Kongregationen, die mit großer Findigkeit ihre Einrichtungen verändern haben, um auf neue Gegebenheiten zu antworten, stets in Gemeinschaft mit den Laien.

b) Der Alterungsprozess in unseren Kongregationen

Hinsichtlich der Fürsorge um die alternden Mitglieder unserer Institute gab es schwierige Entscheidungen zu treffen. Einige von uns haben sich entschlossen, jungen Ordensmitgliedern die Arbeitsfelder zu überlassen und die älteren darum zu bitten, in Altersheime zu gehen, wo Laien für sie Sorge tragen und wo sie oft mit älteren Menschen

aller Lebensstände zusammenleben. Sie haben dies oft mit viel Großherzigkeit getan und waren glücklich darüber, dass die Kongregation die ihr anvertraute Sendung fortsetzen kann – durch jüngere Mitglieder ebenso wie durch sie selbst, denn sie bleiben Missionarinnen, wo auch immer sie sind, in ihrer Haltung, ihrem Handeln und ihrem Gebet. Zu diesem Zweck sind Weiterbildungsprogramme für älteren unter uns, die über 60- und 70jährigen, notwendig. Wir müssen unsere Schwestern ermutigen und weiterbilden, damit sie bis zuletzt lebendig bleiben.

Auch aufgrund der Veränderungen unserer Mitgliederzahlen und unserer physischen Kraft müssen wir daran denken, dass wir Diener und keine Herren sind und dass wir nicht berufen sind, alles zu tun oder über unsere Kräfte hinauszugehen. Manchmal büren wir unseren Mitgliedern mittleren oder fortgeschrittenen Alters untragbare Lasten auf, um Strukturen zu erhalten, die vielleicht gar nicht mehr so notwendig sind. Wie müssen unseren Dienst und unsere Strukturen nicht nur an die Außenwelt, sondern auch an unsere eigene Realität anpassen. Hier kann die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens uns helfen, indem sie neue Strukturen zulässt, in denen auch Laien am Leitungsdienst teilhaben können. Gott ist in der Wirklichkeit, im HIER UND JETZT.

Ich denke gern an diesen Text von Oscar Romero (1917-1980):

Eine Zukunft, die uns nicht gehört

Es hilft, ab und zu einen Schritt nach hinten zu tun, um die Dinge aus der Ferne zu betrachten.

Das Reich Gottes übersteigt nicht unsere Kräfte, sondern es liegt außerhalb unserer Sichtweite.

Wir erfüllen in unserem Leben nur einen Bruchteil der wunderbaren Aufgabe, die Gottes Werk ist.

Nichts, was wir tun, ist vollkommen: Das heißt mit anderen Worten, dass das Reich Gottes uns stets übersteigt...

Das ist unsere Aufgabe: Wir pflanzen den Samen, der eines Tages wachsen wird. Wir bewässern die schon gepflanzten Samen im Wissen, dass sie eine zukünftige Verheißung enthalten.

Wir legen Grundlagen, die weiterentwickelt werden müssen.

Wir bringen Sauerteig, der etwas bewirkt, das weit über unsere Fähigkeiten hinausgeht.

Wir können nicht alles tun, und es ist befreiend, das zu erkennen.

Es befähigt uns, etwas zu tun und es sehr gut zu tun.

Es mag unvollkommen sein, aber es ist ein Anfang, ein Schritt auf dem Weg, damit die Gnade des Herrn hereinkommen und das Übrige tun kann.

Vielleicht werden wir nie das Endergebnis sehen, aber darin liegt der Unterschied zwischen dem Bauherrn und dem Arbeiter.

Wir sind Arbeiter, nicht Bauherrn, Diener, nicht

Erlöser. Wir sind Propheten einer Zukunft, die uns nicht gehört.

c) Unsere neuen Mitglieder

In den meisten unserer Kongregationen sind neue Mitglieder nicht sehr zahlreich. Sie sind ebenso verschieden untereinander wie die alten Mitglieder, aber es gibt einige gemeinsame Wesenszüge. Sie kommen aus einer digitalen Welt und sind es oft gewohnt, mit anderen vernetzt zu sein. Oft suchen sie nach einer Gemeinschaft, in der sie sich wohlfühlen. Sie haben den Wunsch, Teil einer gemeinsamen Sendung zu sein. Sie möchten ihre Identität durch äußere Kennzeichen zum Ausdruck bringen. Das bringt ein großes Dilemma mit sich. Unsere älteren Mitglieder (ich spreche von meiner Kongregation) haben einen Prozess durchgemacht, in dem viele Dinge aufgegeben wurden: das Ordenskleid, der strenge Zeitplan, die monastische Lebens- und Gebetsform, Einrichtungen wie Schulen und Krankenhäuser, die uns gehören. Sie waren froh darüber, mitten unter den anderen Menschen zu leben und nicht sofort erkennbar zu sein. Und jetzt kommt eine Gruppe jüngerer Schwestern, die irgendwie die Notwendigkeit verspüren, Institutionen wieder aufzurichten und äußerlich erkennbar zu sein. Die Debatte muss offen bleiben. Interessant scheint mir zu versuchen, die Gründe für unsere Entscheidungen nicht als Zwang von außen oder von einer der Gruppen her zu formulieren, sondern mit dem Ziel des Instituts vor Augen.

Die jüngeren Mitglieder bringen ihre Frische, ihre Wünsche, ihre Fragen, ihre Begeisterung und ihre Art zu handeln und zu sein mit sich. Da sie zahlenmäßig weniger sind, können wir in Versuchung geraten, sie immer als jung anzusehen, was in Wahrheit bedeutet: unfähig, große Verantwortungen in der Kongregation zu übernehmen. So berauben wir uns ihrer Fähigkeiten, ihrer jugendlichen Kreativität. Es ist auch wichtig, dass sie einen Raum haben, wo sie mit anderen jungen Ordensleuten zusammenkommen können, um einander zu ermutigen. Auch mit älteren Mitgliedern ihres Instituts müssen sie zusammenkommen, um voneinander zu lernen.

Unsere jüngeren Mitglieder kommen nicht unbedingt aus Ländern, aus denen die Mehrheit stammt. Dadurch fühlt sich die Mitglieder der älteren, dominanten Gruppe etwas verloren, auch wenn sie wohl glücklich darüber sind, dass junge Menschen eintreten.

d) Unsere interkulturelle Realität

d: Viele unserer Gemeinschaften sind, ebenso wie unsere Länder, interkulturell geworden. Interkulturalität ist, besonders in Ländern, in denen Minderheiten unterdrückt werden, ein starkes Zeugnis. Sie ist auch eine große Herausforderung. Als ich in Mauretanien lebte, galt das ganz besonders, denn der arabisch sprechende Teil der Bevölkerung blickt auf die Schwarzafrikaner herab, und in einigen Gruppen gibt es auch soziale Schichtungen. Dass sie sahen, wie wir, die wir aus Europa, Amerika und Afrika stammen, zusammenleben, war bereits ein Zeugnis. Ein weiteres Zeugnis war die

Tatsache, dass wir allen, die zu uns kamen, unsere Türen öffneten.

Ich liebe dieses Bild von Sieger Köder, das mich daran erinnert, dass unsere Gemeinschaften ein ständiges Wunder sind. Im Hintergrund ist das Gleichnis vom barmherzigen Vater – Lk 15,1-3; 11-32 – dargestellt und im Vordergrund die Gemeinschaft, die aus sehr verschiedenen Menschen besteht, genau wie unsere Ortsgemeinschaften und unsere globale Gemeinschaft. Die Gruppe ist sehr heterogen: ein verwundeter Gefangener, eine verschleierte Dame der Oberschicht, ein Mann mit Brille, ein trauriger Clown, eine gebeugte Frau, die nicht wagt, Jesus ins Gesicht schauen, eine Prostituierte, ein Rabbiner... Es sind sieben, eine Zahl, die Vollkommenheit, Fülle symbolisiert. Tatsächlich scheinen sie nicht viel gemeinsam zu haben, außer der Tatsache, dass die beiden geöffneten Hände mit den Wundmalen der Nägel, die das Brot halten, sie am gemeinsamen Tisch vereinen. In unserer interkulturellen Gemeinschaft sind wir, wie alle auf diesem Bild, arm und bedürfen der Heilung. Oft gibt es bei uns Differenzen im Hinblick auf Macht, familiäre Beziehungen, Vertrauen, Gastfreundschaft, kulturelle Identität, Geld... Über diese Dinge zu sprechen, zu versuchen, einander zu verstehen, die Weltanschauung kennenzulernen, aus der heraus ein jeder denkt und handelt, bringt uns einander näher und befähigt uns, unsere Konflikte durch Verhandlungen zu lösen. In meiner Kongregation sind wir oft stolz auf unsere Unterschiede, da wir schon immer eine interkulturelle Gruppe waren. Damit unsere Unterschiede jedoch zu einem Geschenk werden können, das uns und andere bereichern kann, müssen wir hart und beständig arbeiten. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe, die voraussetzt, dass wir konstruktiv mit Konflikten umgehen können.

4. Leitungsdienst in einem Klima des Wandels

a) Berufen, ex-zentrische Leitungsverantwortliche zu sein

Als Leitungsverantwortliche müssen wir in den Mittelpunkt unserer Bemühungen nicht so sehr den Selbsterhalt als vielmehr den Exodus aus uns selbst heraus stellen. Im Mai 2013 sagte Papst Franziskus in Rahmen seiner Begegnung mit der Vollversammlung der UISG zu uns:

„Christus ist es, der euch berufen hat, ihm im geweihten Leben nachzufolgen, und das heißt, in einem beständigen ‚Exodus‘ aus euch selbst heraus zu gehen, um euer Dasein auf Christus und sein Evangelium auszurichten, auf den Willen Gottes, indem ihr euch eurer Pläne entäußert, um mit dem hl. Paulus sagen zu können: ‚Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir‘ (Gal 2,20). Dieser ‚Exodus‘ aus sich selbst heraus bedeutet, sich auf einen Weg der Anbetung und des Dienens zu begeben: ein Auszug, der uns auf einen Weg der Anbetung des Herrn und des Dienens an ihm in den Brüdern und Schwestern führt. Anbeten und dienen: zwei Haltungen, die nicht voneinander getrennt werden können, sondern stets zusammengehören. Den Herrn anbeten und den anderen dienen und nichts für sich behalten: Das ist die ‚Entäußerung‘ dessen, der Autorität ausübt. Lebt stets die Zentralität Christi, die mit dem Evangelium übereinstimmende Identität des geweihten Lebens und ruft sie in Erinnerung. Helft euren Gemeinschaften, den ‚Exodus‘ aus sich selbst zu

Der Leitungsdienst in einem Klima des Wandels ...

leben auf einem Weg der Anbetung und des Dienens, vor allem durch die drei Angelpunkte eures Lebens."

Als Leitungsverantwortliche von Gruppen, die nicht sich selbst zum Mittelpunkt haben, liegt eine unsere Stärken im Gebet und in der Entscheidungsfindung. Wir sind aufgerufen, dienende Leitungsverantwortliche zu sein, wir müssen bekannt sein für unsere Fähigkeit zuzuhören und „Gott in allen Dingen und alle Dinge in Gott“ zu sehen. Die Kontemplation führt uns aus uns selbst heraus, auf dass wir das Antlitz Gottes und Gottes verborgenen Ruf in der Wirklichkeit erkennen, den wir nicht erkennen können, wenn wir uns nicht genug stille Zeit mit Gott nehmen. Ein weiteres Merkmal für uns ist „die Aussendung“ als missionarische Jünger. Als Leitungsverantwortliche müssen wir diese Aussendung allen unseren Mitgliedern erteilen, da sie ihnen Mut gibt, stets lebendig zu sein und auf Gott und die anderen, ganz gleich welchen Alters, zuzugehen. Es wäre schrecklich zu sterben, wenn man noch so viele Jahre zu leben hat. Manchmal staune ich über den missionarischen Eifer meiner Schwestern, die bereits im Altersheim sind. Die Aussendung zu formulieren, auch in Krankenstationen, hat sich als große Kraft erwiesen. Die Schwester weiß, dass sie im Namen der Kongregation dort ist, um weiterhin unsere gemeinsame Sendung zu leben. Viele haben verstanden, dass man selbst im Rollstuhl auf andere zugehen kann.

Wir müssen uns fragen: Wie wirkt Gott durch unsere Kongregation, um in dem Umfeld, in dem wir uns befinden, Veränderungen herbeizuführen? Welchen Einfluss haben wir auf den internationalen Kontext der Welt? Wie gehen wir auf andere zu, um sie in ihrem eigenen Dienst zu unterstützen? Unsere aktivste „Justice and Peace“-Gruppe ist in Kanada, wo das Durchschnittsalter bei 83 Jahren liegt!

b) Leitungsverantwortliche mit einem Plan

Vor einiger Zeit fragte mich ein junges Paar in Rom – sie waren offensichtlich Touristen – auf der Straße nach dem Weg. Ich konnte ihnen mehr oder weniger die Richtung angeben, aber als ich einen Plan in ihren Händen sah, sagte ich: Lassen Sie uns in den Plan schauen. Sie sagten, sie wollten nicht in den Plan schauen, sondern Leute nach dem Weg fragen. Das ist sehr riskant, denn mir ist selten jemand begegnet, der zugibt, ihn nicht zu kennen – und man kann leicht in die entgegengesetzte Richtung geschickt werden. Als Leitungsverantwortliche haben wir einen Plan: die Evangelien, unser Charisma, die Schriften unserer Gründer, die Aufgabe unseres Instituts, die Richtlinien der Kapitel, kirchliche Dokumente... In vielen unserer Institute haben wir die hierarchischen Strukturen durch zirkulare Strukturen ersetzt, die stärker durch Zusammenarbeit geprägt sind. Wir sind auf Teamwork ausgerichtet und haben Netzwerke. Diese neuen Strukturen zielen auf die größtmögliche Beteiligung aller Schwestern ab. Die Strukturen funktionieren jedoch nur dann, wenn sie den Zielen unserer Institute dienen. Als Leitungsverantwortliche müssen wir auf unseren Plan verweisen, damit die Entscheidungsfindung der Gemeinschaft, die Reflexion im Gebet und die Betrachtung auf dieser Grundlage geschieht. Wir brauchen auch nicht nur den Plan, sondern auch Passanten, Menschen, die mit uns gegangen sind, die unser Handeln und unser Leben kennen und uns helfen können, den richtigen Weg zu erkennen.

c) Leitungsverantwortliche, die Geschichten lieben

Eine Art, unsere Mitglieder zusammenzubringen, besteht darin, sie aufzufordern, einander ihre Berufungsgeschichten zu erzählen – ganz gleich, ob sie seit zwei oder seit sechzig Jahren im Institut leben. Diese Übung zeigt uns, wo unsere wirkliche Einheit liegt. Wenn wir einander berichten, wie wir das Charisma des Instituts in der heutigen Welt leben, zeigt sich, dass das Alter uns nicht wirklich voneinander trennt und dass das, was unser Herz höher schlagen lässt, sehr ähnlich ist.

Von der persönlichen Geschichte auszugehen, um ein gemeinsames Ziel zu erkennen, in Mehrgenerationengruppen, hilft uns, einander zu verstehen. Unser Zweck liegt nicht so sehr in unserem Tun, sondern vielmehr in unserem Sein, in der Kirche und in der Gesellschaft unserer Zeit. Es geht um unsere Sichtweise, unsere Werte, unsere Glaubensinhalte, unsere Wünsche. Wenn wir auf dieser Ebene kommunizieren, schöpfen wir daraus viel Energie und Freude und Hoffnung. Es gibt uns die Kraft, die wir für den Tag brauchen. Wie die Emmausjünger, die den Fremden im Brotbrechen erkannten, sind auch wir in der Lage, seine Spur in unserem Leben zu entdecken und uns darüber zu freuen, auch wenn er gegenwärtig aus unserem Blickfeld zu verschwinden scheint. So können wir vertrauensvoll vorangehen. Unsere Geschichten zu erzählen, schenkt uns Mut und bereitet uns auf Veränderungen, auf mutige neue Abenteuer vor, die eine kreative Treue zu unserem Charisma sicherstellen.

d) Leitungsverantwortliche mit Augen, die Reichtum erkennen

In Krisensituationen haben wir alle die Tendenz, das zu sehen, was nicht vorhanden ist. Wenn wir über die Notwendigkeit nachdenken, Ordensmitgliedern Leitungsfunktionen zu übertragen, klagen wir uns darüber, dass keine Mitglieder da sind. Wenn uns irgendein Dienst angetragen wird, sind wir ebenfalls traurig darüber, dass wir ihn nicht annehmen können. Das ist tatsächlich unser Los, aber manchmal sind wir so sehr auf das Nichtvorhandene fixiert, dass es uns nicht gelingt, den Reichtum zu sehen. Letztes Jahr wollten unsere beiden Institute (Missionare von Afrika, Männer und Frauen) den 125. Jahrestag der Kampagne unseres Gründers gegen die Sklaverei feiern. Wir baten die Ordensleiter in allen Ländern, etwas zu organisieren – Priester, Brüder und Schwestern gemeinsam. Ein Land sagte, wir seien zu alt, um irgendetwas zu machen. Dann bekam eine unserer Schwestern, die in einem Altersheim lebt, zufällig Besuch von einer Freundin, die Journalistin ist. Als sie ihr davon erzählte, war diese begeistert und begann, Verbände anzurufen, die die moderne Sklaverei bekämpfen. Es wurde eine der besten Veranstaltungen überhaupt.

Wir sind es gewohnt, unabhängig zu sein, und sehen oft nicht den Reichtum, der uns umgibt: großherzige und einsatzbereite Laien sowie andere Kongregationen, die ebenfalls auf neue apostolische Rufe antworten möchten. Das Projekt Südsudan ist ein solches Unterfangen. Zahlreiche Ordensinstitute arbeiten darin zusammen. Andere haben sich aus praktischen Gründen zusammengetan, wie die Sorge für ihre kranken und alten Mitglieder, oder um gemeinsam ein Generalat zu nutzen. Eine Fusion von Instituten findet ebenfalls statt, und obgleich dies nicht einfach und auch nicht schmerzlos ist, ist es dennoch eine gute Option für Kongregationen, die ähnliche Charismen oder

Ursprünge haben. Sie muss gut vorbereitet und begleitet werden. Netzwerke sind ebenfalls sehr nützlich, um unsere Grenzen zu öffnen und unsere Kräfte zum Dienst miteinander zu vereinen.

Es ist immer mehr vorhanden als das unmittelbar Sichtbare. Wenn wir es wagen, Reichtum zu erkennen, werden wir kontemplativer und dankbarer. Wir entwickeln viel Energie, die unseren Mitgliedern hilft, Vertrauen und Mut zu gewinnen.

e) Leitungsverantwortliche mit flexiblem Rückgrat

In der heutigen Welt müssen Leitungsverantwortliche flexibel und anpassungsfähig sein, Kontakte knüpfen und Veränderungen herbeiführen können.

Das lässt mich an ein Gedicht von Pablo Neruda (1904-1973) denken:

*Wer zum Sklaven der Gewohnheit wird,
wer jeden Tag dieselben Wege geht,
wer nie die Gangart wechselt,
wer nichts riskiert und nie die Farbe seiner Kleidung ändert,
wer nicht spricht und keine Erfahrungen macht,
der stirbt langsam...*

*Wer einen Plan aufgibt, bevor er mit seiner Umsetzung begonnen hat,
wer keine Fragen stellt über Dinge, die er nicht kennt,
wer nicht antwortet, wenn er etwas gefragt wird, das er weiß,
der stirbt langsam...*

*Wir wollen versuchen, den wohldosierten Tod zu vermeiden
Und daran denken, dass zum Lebendigsein mehr gehört
als einfach nur zu atmen.*

*Nur brennende Geduld wird dazu führen,
wunderbare Glückseligkeit zu erlangen.*

Wir befinden uns am Scheideweg zwischen dem Alten, das rasch verschwindet, und dem Neuen, das noch nicht klar zu erkennen ist. Derselben Ungewissheit stehen oft auch unsere Mitmenschen gegenüber, im Hinblick auf Arbeitsplätze, wirtschaftliche Stabilität, Klimawandel, Gewalttätigkeit. Unser Glaube sagt uns, dass Gott an diesem Ort ist, obwohl wir uns schwertun, das zu erkennen.

Als Leitungsverantwortliche brauchen wir einen offenen Verstand, um die Welt mit neuen Augen zu sehen und uns nicht an alte Denkmuster zu klammern. Wir brauchen ein offenes Herz, um das Leben mit den Augen der Leidenden zu betrachten und Mitgefühl zu zeigen. Wir brauchen einen offenen Willen, um fähig zu sein, das loszulassen, was nicht mehr notwendig oder angemessen ist, und das Neue kommen zu lassen, neue Möglichkeiten anzunehmen. Wir müssen zuhören können – nicht nur, um darin bestätigt zu werden, was wir bereits wissen, oder Informationen zu bekommen, sondern auch, um das zu erkennen, was hervorbrechen will.

Leitungsverantwortliche mit flexiblem Rückgrat nehmen die Entscheidungs-

findung als Lebensweise an. Sie sind in der Lage, die Mitglieder ihrer Institute auf diesem Weg mitzunehmen. Sie sind offen für das Neue, das der Geist stets hervorbringt. Und sie lieben es leidenschaftlich.

Dies ist kein sehr bequemer Ort, denn wir ziehen es vor zu wissen, sicher zu sein, Antworten parat zu haben, anstatt zu beten und nachzudenken und ungewisse Wege zu gehen. Irgendwann werden wir vielleicht auch des Wandels müde und hoffen, dass wir alles hinter uns haben. Diese Botschaft erhalten wird jedoch nicht aus einem Universum, das sich stets verändert und weiterentwickelt..

f) *Leitungsverantwortliche mit kindlichem Vertrauen*

Wir sind wie Nomaden, die durch eine Wüste ziehen, auf der Suche nach einer Oase. Wir brauchen all unseren Einsatz, unseren Glauben und unser Vertrauen, um zu hören und geduldig auf das neue Wort zu warten, das Gott in unserer Zeit spricht. Wir müssen uns auch gegenseitig Hoffnung und Mut machen, um unseren Glauben zu stärken. Ein kleines Mädchen, das wollte, dass ich einer älteren Schwester einen Streich spielen sollte, sagte einmal zu mir: „Werde ein Kind!“ Ich denke in meiner Position oft daran. Wir müssen so vertrauensvoll werden wie ein Kind, müssen in der Lage sein, den Schritt zu gehen, den unser Institut heute braucht ~ nach Reflexion, Gesprächen, Gebet und Entscheidungsfindung. Wir müssen das Bedürfnis, perfekt zu sein oder langfristige Lösungen zu finden, aufgeben. Die heutige Vorstellung von Zeit und Raum lässt keine Langfristigkeit mehr zu.

Wir müssen Leitungsverantwortliche sein, die die Leidenschaft der Mitglieder unserer Institute am Leben erhält und sie anleitet, über das nachzusinnen, was der Geist uns sagt, und es zu erkennen. Wir müssen Menschen sein, die nicht nur arbeiten und aktiv sind, sondern die auch Freude daran haben, heute an Gottes Werk teilzuhaben, missionarische Jünger zu sein. Wir müssen die Mitglieder unserer Institute dahin bringen, im Licht der Botschaft des Evangeliums über ihr Leben nachzudenken, sich von neuen Wirklichkeiten, von Armut jeder Art hinterfragen zu lassen, fähig zu sein, gewohnte Dinge loszulassen, um sich auf neue Möglichkeiten einzulassen, die die Gegenwart aufzeigt.

5. Zur Fortsetzung der Reflexion

Unsere Leidenschaft für Gott und den Nächsten, einschließlich der Mitglieder unserer Institute, bringt uns dazu, uns mit dem Herzen, dem Verstand und dem Willen darum zu bemühen, hier und jetzt nach dem Willen Gottes zu suchen und ihn zu tun. Der Schrei der Ausgegrenzten, der Ausgebeuteten, der Leidenden berührt uns und lässt uns in unserem Leitungsdienst neue Wege gehen. Unsere eigene Armut treibt uns voran. Wir können andere aus den Randgebieten weg und zu den Randgebieten hin führen, um den Schrei der Unterdrückten zu vernehmen – möge er von Menschen, Völkern oder dem Planeten kommen, denn wir wissen, dass das, was wir heute leben, Auswirkungen auf zukünftige Generationen haben wird. Wenn wir unsere Zelte öffnen, um das nicht nur unter uns, sondern zusammen mit vielen anderen Menschen guten Willens, jeder ethnischen Gruppe, Religion oder sozialen Schicht zu tun, so tun wir dies in der festen

Hoffnung, dass das, was wir heute säen, morgen gedeihen wird.

Ich stimme sehr stark mit dem überein, was José Calderon Salazar aus Guatemala in folgendem Gedicht schreibt (freie Übersetzung):

Ich bin vom Tode bedroht.

Dieser Warnung enthält einen grundlegenden Irrtum;

Weder ich noch sonst irgendjemand ist vom Tode bedroht.

Wir sind vom Leben bedroht, von der Hoffnung bedroht, von der Liebe bedroht.

Wir irren uns, ihr Christen, wir sind nicht vom Tode bedroht.

Wir sind von der Auferstehung bedroht.

Literaturhinweise

Pérennès Jacques, Pierre Claverie : " Viens, suis-moi!", Spiritualité 2000, September 2001

Papst Franziskus, Evangelii Gaudium, Vatikanische Verlagsbuchhandlung 2013

www.journeywithjesus.net – „A future not our own“ von Oscar Romero

www.goodreads.com – „Die slowly“ von Pablo Neruda

www.eglise-reformee-mulhouse.org – José Calderon Salazar auf Französisch

Youtube : Landfill harmonic – beyond amazing

JAHR DES GEWEIHTEN LEBENS DAS EVANGELIUM DES LEBENS VERKÜNDEN

Schw. Tiziana Longhitano, SFP

Schw. Tiziana Longhitano SFP ist Präsidentin des „Istituto Superiore di Catechesi e Spiritualità Missionaria“ an der Päpstlichen Universität „Urbaniana“, wo sie Theologische Anthropologie und Trinitarische Theologie lehrt.

Dieser Artikel wurde in der Zeitschrift „Vita Consacrata“, Nr. 4, Jahr L, Oktober/Dezember 2014 veröffentlicht. Die Redaktion der Zeitschrift hatte Sr. Tiziana und andere Autoren gebeten, auf zwei Fragen zum Jahr des geweihten Lebens zu antworten: 1) Was erhoffen und erwarten Sie sich vom Jahr des geweihten Lebens? Was schlagen Sie vor? 2) Was befürchten Sie, oder was wünschen Sie sich nicht, oder was sollte bei der Feier dieses Jahres vermieden werden?

Original Italienisch

Methodologische Anmerkungen

Auf persönlicher Ebene über ein Jahr zu sprechen, das dem geweihten Leben gewidmet ist, erschien mir nicht angemessen, da es sich um ein Ereignis handelt, das alle betrifft. Daher habe ich andere Personen in die Überlegungen mit einbezogen: Ordensschwestern verschiedener Generationen und unterschiedlicher Herkunft. Einige meiner Studentinnen, die von verschiedenen Kontinenten stammen, waren an der Abfassung dieses Textes beteiligt. Meine Ausführungen sind jedoch nicht Frucht einer soziologischen Untersuchung. Ich möchte nur klarstellen, dass die Antworten auf die Fragen *pluralistisch* entstanden sind.

Hoffnungen und Erwartungen für das Jahr des geweihten Lebens

Ich erhoffe mir:

- Dass nicht die Statistiken im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen, so als wäre das geweihte Leben eine quantitative Frage, sondern die Tatsache, dass wir durch unser *Dasein* Sauerteig in der Masse sind. Man sollte also nach der *Qualität* des Sauerteigs fragen und danach, ob die Fermente tatsächlich lebendig sind. Ob man ein lebendiges und gelebtes Evangelium verkündet. Ob die eschatologischen Prinzipien, auf denen

das geweihte Leben gründet, wirklich ausgestrahlt werden.

- Dass dieses Jahr dazu beitragen möge, „die Grenzen der einzelnen Charismen zu überwinden und uns zu vereinen, um der Welt ein mystisches und prophetisches Wort anzubieten“ (*Erklärung über die Prophetie*, im Mai 2010 von unseren Generaloberinnen verfasst). Ich schlage vor, Begegnungen für einzelne Sektoren (Schule, Gesundheitswesen, Sozialarbeit...) abzuhalten, um größere Gemeinschaft zwischen den Kongregationen herzustellen. Besteht überhaupt der Wunsch, weniger isoliert zu sein? Ich hoffe, wir können ihn erwecken.
- Dass wir der Welt offen Zeugnis davon geben können, was es heißt, „Gemeinschaft“ zu sein (viele Völker befinden sich im Krieg oder haben ihn in letzter Zeit erlitten, andere Völker sind stolz darauf, einer politischen Gemeinschaft anzugehören, ohne überhaupt die Bedeutung des Wortes „Gemeinschaft“ zu kennen). Die Mehrheit unserer Kongregationen ist multikulturell. Daher bieten sie Gelegenheit, in der Gesellschaft unserer Zeit Zeugnis zu geben von einer *anderen* Form der Beziehung zueinander. Die Sendung der geweihten Personen ist eher anthropologisch als geographisch geprägt. Wir müssen den Menschen den Sinn der Entscheidung für das geweihte Leben in einem größeren – kirchlichen, globalen, menschlichen – Rahmen vermitteln. Ich hoffe zu sehen, dass *sichtbare* Wege sich öffnen, auf denen die Menschen den lebendigen Gott, der unter uns ist, finden und ihm begegnen. Es drängt uns, der Kirche und der Menschheit als geweihte Frauen einen Dienst des Mitgefühls und der Heilung anzubieten (*Erklärung der UISG* 2010). Als geweihte Personen müssen wir in der Menschheit – an jedem Ort, in allen Lebenslagen – den Wunsch nach der Begegnung mit dem Herrn erwecken und den Weg dahin aufzeigen.
- Wenn eine Kongregation mit Menschen einer kulturellen Herkunft auf Menschen anderer kultureller Herkunft trifft, dann werden Gesten, menschliche Gebräuche, Regeln ... moralischen Charakters weitergegeben. Ich hoffe, (in Italien) geweihte Personen aus dem Ausland zu sehen, die von der Freude *berichten*, dem Herrn begegnet zu sein: lebendige, glückliche Menschen. Denn bei vielen Ordensfrauen scheint das Antlitz Christi, der Ort der Begegnung mit dem Herrn und mit dem Nächsten von der Mühe ständiger Arbeit verhüllt zu sein. Im Bewusstsein, dass man *mit* der Menschheit zu Gott geht, dürfen wir unser Leben nicht auf die Räume einer Kurie, eines Seminars, eines Altenheims beschränken.
- Ich hoffe daher, keinen Schwestern aus dem Ausland mehr zu begegnen, deren Dasein auf interne Tätigkeiten beschränkt ist, die dazu dienen, Strukturen offen zu halten. Ich hoffe, dass wir traditionelle Grenzen überwinden und versuchen, für eine gerechtere Welt zu arbeiten, in Netzwerken, auf lokaler und globaler Ebene. Ich erhoffe mir die Verwirklichung von Projekten, mit den anderen Kongregationen und mit den Laien, für die *Veränderung* ungerechter Strukturen (*Erklärung* 2010).
- Unter dem Ansporn der Neuevangelisierung hoffe ich – insbesondere in diesem Jahr – auf die Entscheidungsfindung und die Freiheit, andere Wege auszuprobieren und Stereotype zu überwinden, um in die Randgebiete zu gelangen und der Welt Gott zu zeigen. Die Dokumente sprechen hier eine deutliche Sprache:

Die Kirche vertraut den Gemeinschaften des geweihten Lebens die besondere

Aufgabe an, die Spiritualität der Gemeinschaft vor allem innerhalb der eigenen Gemeinschaft und dann in der kirchlichen Gemeinschaft und über deren Grenzen hinaus dadurch zu stärken, dass sie vor allem dort, wo die heutige Welt von Rassenhass oder mörderischem Wahn zerrissen ist, den Dialog der Liebe eröffnet bzw. immer wieder aufnimmt. Inmitten der verschiedenen Gesellschaften unserer Erde — Gesellschaften, die häufig von Leidenschaften und entgegengesetzten Interessen beeinträchtigt sind, die sich nach Einheit sehnen, jedoch unsicher bezüglich der einzuschlagenden Wege sind — stehen die Gemeinschaften des geweihten Lebens, in denen sich Menschen unterschiedlichen Alters und verschiedener Sprache und Kultur als Brüder und Schwestern begegnen, als Zeichen für einen Dialog, der immer möglich ist, und für eine Gemeinschaft, die die Unterschiede in harmonischen Einklang zu bringen vermag. (VC 51)

Ich erhoffe mir in diesem besonderen Jahr für jede Kongregation:

- Dass sie die Gelegenheit ergreifen möge, „eine Kunst des gemeinsamen Leben neu zu entdecken, erfüllt mit guten zwischenmenschlichen Beziehungen, Zuhören, Empathie, Gewaltlosigkeit, um Zeugen der Werte des Evangeliums zu sein“ (*Erklärung* 2010).
- Dass sie das eigene Charisma besser kennenlernen und es in verschiedenen kulturellen Kontexten aktuell, lebendig und attraktiv machen kann.
- Dass sie die Beziehung zwischen Weihe, Gesundheit und Schöpfung vertieft. Wir leben in einer so zerstörten Welt, dass es notwendig ist, den Menschen ganzheitlich zu heilen, ohne seine Umwelt zu vernachlässigen. In Harmonie mit dem gesamten Kosmos zu leben und achtungsvoll auf unserer Erde zu wohnen (*Erklärung* 2010) könnte ein Zeichen dafür sein, schon jetzt ein kleines Stück Himmel und Erde voranzunehmen, das die Neuheit des Paradieses besitzt (Offb 21,1-5).

Einige Vorschläge

- Einige Bischöfe kennen das geweihte Leben nicht und *verstehen* es infolgedessen nicht. Andere Bischöfe (vor allem in den jungen Kirchen) gründen Kongregationen, die kein klares Charisma und keine Zukunftsaussichten haben. Ich schlage vor, im Rahmen der Priesterausbildung und in den Seminaren Kurse über das geweihte Leben anzubieten, und gemeinsame Veranstaltungen für Seminaristen und Ordensmänner/Ordensfrauen anzubieten.
- Ich schlage vor, den Ordensfrauen vor der endgültigen oder ewigen Weihe eine ernsthafte theologische Ausbildung (5 bis 7 Jahre Theologie) zu geben.
- Ich schlage *spontane* Bildungsprojekte vor, die das Ziel haben, scheinheilige und respektlose Haltungen hinsichtlich der Unterschiede (männlich/weiblich, auch innerhalb des geweihten Lebens) zu eliminieren.
- Ich schlage vor, die Ausbildungspläne zu revidieren und sie auf einen Lebensstil auszurichten, der offen ist für die Annahme der anderen, um eine Geisteshaltung zu schaffen, die offen ist für die Vielfalt und die den Reichtum der verschiedenen Kulturen und Religionen erkennen kann (*Erklärung* 2010). Nur wenn geweihte

Personen eine Ausbildung bekommen haben, die so ausgerichtet ist, können sie andere Menschen anleiten, auf menschliche und humanisierende Weise zu leben, auf Gott als barmherzige Liebe verweisen und in den existentiellen Randgebieten der Gewalt, der Ungerechtigkeit alle zur Verfügung stehenden Ressourcen nutzen.

- Es ist notwendig, in den anderen Religionen die „Saatkörner des Wortes“ zu erkennen und aufzuspüren (vgl. *Ad gentes*, 11), die nicht selten einen Strahl der Wahrheit durchscheinen lassen (vgl. *Nostra aetate*, 2).
- Es könnte interessant sein – gerade in einem Jahr, das dem geweihten Leben gewidmet ist –, die Formen des geweihten Lebens kennenzulernen, die in den anderen christlichen Konfessionen und in den anderen Religionen vorhanden sind.
- Mentalitäten fördern und heranbilden, die nicht vereinheitlicht sind, denn die Welt ist dynamisch, pluralistisch und komplex.
- Gemeinsam nach Wegen suchen, ein neues, wahrheitsgetreues und freudiges Bild vom geweihten Leben in unserer Zeit zu vermitteln. In den Kongregationen die Frage nach der Kreativität entstehen zu lassen.
- Bewusstsein dafür schaffen, dass wir, wenn wir Jesus zur heutigen Menschheit bringen wollen, nicht in Klöstern und Strukturen bleiben können, die viel Kraft verschlingen, dem Zeugnis im Weg stehen und die Verkündigung behindern.
- Darüber nachdenken, wie die Empfehlungen der Dokumente über das geweihte Leben, die erstellt werden oder bereits erstellt worden sind, umgesetzt werden können, und ein entsprechendes System schaffen. Andernfalls läuft man Gefahr, dass einige Institute schon weiter fortgeschritten sind, während andere nicht merken, welche Folgen es hat, auf früheren Positionen zu verharren.
- Ich würde das Jahr des geweihten Lebens auf Initiativen aufbauen, die diesen kurzen und tiefgründigen Abschnitts zur Grundlage haben:

Allem voran ist der Hauptbeitrag, den wir liefern können, das Evangelium zu leben. Die Kirche ist keine politische Bewegung, noch eine gut organisierte Struktur: Das ist es nicht. Wir sind keine NGO (Nichtregierungsorganisation), und wenn die Kirche eine NGO wird, verliert sie das Salz, hat keinen Geschmack mehr, ist nur noch eine leere Organisation. Und in dieser Sache müsst ihr schlau sein, denn der Teufel führt uns hinters Licht: Es besteht nämlich die Gefahr der Leistungsorientierung. Eines ist es, Jesus zu predigen, etwas anderes, Leistung zu erbringen, leistungsfähig zu sein. Nein, das ist ein anderer Wert. Der Wert der Kirche ist grundsätzlich, das Evangelium zu leben und Zeugnis für unseren Glauben zu geben. Die Kirche ist Salz der Erde, ist Licht der Welt, sie ist berufen, in der Gesellschaft den Sauerteig des Gottesreiches zu vergegenwärtigen, und das tut sie vor allem mit ihrem Zeugnis, dem Zeugnis der Bruderliebe, der Solidarität, des Teilens. Wenn man einige sagen hört, die Solidarität sei kein Wert, sondern ein »Primärverhalten«, das verschwinden muss... das ist nicht in Ordnung! Es wird an eine rein weltliche Wirksamkeit gedacht. Die Momente der Krise, wie jene, die wir zur Zeit erleben – aber du hast vorhin gesagt, dass wir uns »in einer Welt der Lüge befinden« – dieser Moment der Krise – aufgepasst! – besteht nicht in einer nur wirtschaftlichen Krise, ist nicht nur eine kulturelle Krise. Es ist eine

Krise des Menschen: Was sich in Krise befindet, ist der Mensch! Und was zerstört werden kann, ist der Mensch! Doch der Mensch ist Ebenbild Gottes! Aus diesem Grund ist es eine tiefe Krise! In diesem Moment der Krise dürfen wir uns nicht nur um uns selber kümmern, uns in der Einsamkeit verschließen, in der Entmutigung, im Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Problemen. Bitte sich nicht verschließen! Das ist eine Gefahr: Wir schließen uns ein in der Pfarrei, mit den Freunden, in der Bewegung, mit denen, die denken wie wir... aber wisst ihr, was dann passiert? Wenn die Kirche sich verschließt, wird sie krank – wird sie krank. Denkt an ein Zimmer, das ein Jahr lang geschlossen bleibt; wenn du eintrittst, ist da dieser Geruch nach Feuchtigkeit, all das, was nicht gut ist... Eine in sich verschlossene Kirche ist genauso: es ist eine kranke Kirche. Die Kirche muss aus sich herausgehen. Wohin? An die Peripherien des Seins, welche auch immer es sein mögen, aber hinausgehen. Jesus sagt uns: »Geht in alle Welt! Geht! Predigt! Gebt Zeugnis für das Evangelium!« (vgl. Mt 16,15). Doch was geschieht, wenn einer aus sich herausgeht? Da kann geschehen, was allen passieren kann, die das Haus verlassen und auf die Straße gehen: ein Unfall. Aber ich sage euch: Mir ist eine verunfallte Kirche, eine Kirche, die in einen Unfall geraten ist, tausendmal lieber als eine Kirche, die wegen ihrer Verslossenheit krank ist! Geht hinaus, geht! Denkt auch an das, was die Geheime Offenbarung sagt. Sie sagt etwas Schönes: dass Jesus an der Tür steht und ruft, ruft, um in unser Herz einzutreten (vgl. Offb 3,20). Das ist die Bedeutung, die wir in der Geheimen Offenbarung finden. Aber stellt euch einmal diese Frage: Wie oft ist Jesus drinnen und klopft an die Tür, um hinauszugehen – um hinauszugehen, und wir lassen ihn nicht, um unserer Sicherheiten willen? Denn oftmals sind wir eingeschlossen in vergängliche Strukturen, die nur dazu dienen, uns zu Sklaven zu machen und nicht zu freien Kindern Gottes! Bei diesem »Hinausgehen« ist wichtig, zur Begegnung zu gehen; dieses Wort ist mir sehr wichtig: die Begegnung mit den anderen. Warum? Weil der Glaube eine Begegnung mit Jesus ist, und wir müssen dasselbe tun wie Jesus: den anderen entgegengehen. Wir erleben eine Kultur der Auseinandersetzung, eine Kultur der Zersplitterung, eine Kultur, in der ich das, was mir nicht dient, wegwerfe – die Wegwerfkultur. Aber in diesem Zusammenhang bitte ich euch – und das ist ein Teil der Krise – an die alten Menschen zu denken, die die Weisheit eines Volkes verkörpern, und an die Kinder... Wegwerfkultur! ... Wir aber müssen zur Begegnung kommen und mit unserem Glauben eine »Kultur der Begegnung« schaffen, eine Kultur der Freundschaft, eine Kultur, in der wir Brüder und Schwestern finden, wo wir auch mit denen sprechen können, die nicht so denken wie wir, auch mit denen, die einen anderen Glauben haben, die unseren Glauben nicht teilen. Alle haben etwas mit uns gemeinsam: Sie sind Ebenbilder Gottes, sind Kinder Gottes. Zur Begegnung mit allen kommen... ohne über unsere Zugehörigkeit zu verhandeln (Franziskus, *Pfingstvigil mit den kirchlichen Bewegungen auf dem Petersplatz*, 18. Mai 2013).

Befürchtungen und Gefahren

– Das Jahr des geweihten Lebens darf nicht nur ein Gedenkjahr sein, in dem Kongresse

stattfinden, ohne dass *Entscheidungen* getroffen werden. Jede Begegnung, jeder Kongress sollte mit einer gemeinsamen Resolution enden oder mit einer Linie, die mutig verfolgt werden muss, oder auch mit einer *öffentlichen* Erklärung, die geweihte Frauen und Männer in den Kontext der örtlichen Gemeinschaft, der Kirche, der Menschheit stellt.

- Meine Befürchtung ist, dass Fortschritte und Vorsätze am Ende nur auf dem Papier bestehen und dass niemand sich um die Umsetzung dessen kümmert, was in den Dokumenten beschlossen wird.
- In den einzelnen Versammlungen und Begegnungen sollte es vermieden werden, den jungen Generationen ihre Rechte in Bezug auf das geweihte Leben in Erinnerung zu rufen. Die jungen Leute kennen sie sehr gut! Vielmehr würde ich einen schönen Kongress veranstalten, um es jenen Oberinnen und Ausbilderinnen zu sagen, die Folgendes vergessen haben:
 - Man darf einen Brief nicht öffnen, bevor er der Schwester ausgehändigt wurde, an die er gerichtet ist (auch wenn es sich um eine *junge* Schwester handelt);
 - Wenn eine Schwester studieren soll, dann kann man sie nicht in einem Haus für alleinerziehende Mütter unterbringen, wo sie sich nachts um Neugeborene kümmern muss.
 - Man muss Vertrauen in die jungen Generationen setzen (wenn eine Schwester nicht zum Mittagessen nach Hause kommt, denn ist ihr vielleicht etwas dazwischengekommen, oder sie hat lieber in der Bibliothek weitergearbeitet! Sie wird es beim Heimkommen erklären, wenn sie nicht spürt, dass ihr *Unterstellungen* gemacht werden);
 - Diejenigen, die wir als *junge Schwestern* oder *Juniores* bezeichnen, wären in ihren Heimatländern Mütter oder trügen Verantwortung für ihre Familie. Hier werden sie dagegen oft wie *Kinder* behandelt, so als wären sie nicht einmal in der Lage... zu denken.
- Vermieden werden sollte eine Ausbildung, die nur in einer Richtung stattfindet, von den Männern zu den Frauen... Hier muss mehr Gleichgewicht geschaffen werden. Daher brauchen wir geweihte Frauen, die in verschiedenen theologischen Bereichen ausgebildet sind.
- Ich würde die mittlerweile sehr verbreitete Anwendung psychologischer Mittel in der Ausbildung zum geweihten Leben und in den Gebetsformen vermeiden.

Schluss

Das sind in Kürze die Dinge, die ich nach dem Einholen der Meinung verschiedener geweihter Personen zu Papier bringen konnte, um auf die Fragen zu antworten, die mir gestellt wurden. Möge der auferstandene Herr den Männern und Frauen, die sich heute mutig dem geweihten Leben zuwenden, gewähren, inmitten einer von Gewalt, Unrecht, Krankheit, Verzweiflung verletzten Menschheit zu verkünden, dass das Evangelium des Lebens und der Liebe, die von ihm ausströmt, ein schöpferisches Wort, ein Wehen des Geistes in jedem Randgebiet sein kann.

*BERICHT VON DER
AUßERORDENTLICHEN SYNODE
“DIE PASTORALEN HERAUSFORDERUNGEN DER
FAMILIE IM KONTEXT DER EVANGELISIERUNG”
OKTOBER 2014*

Schw. Margaret Muldoon, SFB

Schw. Margaret Muldoon, die ehemalige Generaloberin der Schwestern der Heiligen Familie von Bordeaux, war die einzige Ordensschwester, die zur Teilnahme an der ersten Phase der Synode über die Familie – der sogenannten Außerordentlichen Synode – eingeladen war. Sie schrieb diesen Bericht für ihre Kongregation und für die UISG.

Original Englisch

Kontext der Synode

Am 8. Oktober 2013 berief Papst Franziskus eine Außerordentliche Generalversammlung der Bischofssynode ein, um über „*Die pastoralen Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung*“ zu sprechen. Die Vorbereitung begann mit einem sehr umfangreichen Fragebogen, der an alle Diözesen der Welt versandt wurde und alle Gläubigen zur Mitarbeit aufrief. Die Ergebnisse der Umfrage wurden im „Instrumentum laboris“ oder „Arbeitspapier“ veröffentlicht. Man kann es im Internet einsehen, auch auf der Website des Vatikans: www.vatican.va

Papst Franziskus hatte entschieden, dass die Arbeit der Synode in zwei Phasen stattfinden soll. In der ersten – der Außerordentlichen Synode – wurde das Arbeitspapier untersucht und diskutiert; Überlegungen wurden angestellt im Licht weitgreifender unterschiedlicher Erfahrungen. Die zweite Phase, die Ordentliche Synode (2015) wird das Arbeitspapier, das aus der Außerordentlichen Synode hervorgeht, untersuchen und darüber nachdenken, um „*angemessene pastorale Leitlinien zu formulieren*“.

Auf der Synode mischte der Papst sich in der Pause am Vormittag und beim Betreten und Verlassen der Synodenaula unter die Teilnehmer. Während der Woche war er als einfacher Zuhörer anwesend. Ein Erzbischof sagte, dass bei früheren Synoden der Papst erst dann hereinkam und hinausging, wenn alle anderen bereits auf ihrem Platz saßen.

Teilnehmer der Synode

Etwa 185 Kardinäle, Patriarchen und Bischöfe sowie 37 „Auditoren“ und etwa 25 weitere Experten verschiedener Gebiete waren anwesend. Unter den Auditoren befanden sich 13 Ehepaare aus Australien, Afrika, Asien, Nord- und Südamerika sowie aus Europa.

Arbeitsmethode

Grundlage der Arbeit war das Instrumentum laboris, und alle Beiträge betrafen Themen, die im Dokument enthalten waren. Jedem Referenten standen vier Minuten Sprechzeit zur Verfügung, und das wurde streng eingehalten. So konnten jeden Tag über 70 Wortbeiträge gehört werden. Jeder Referent musste beim vorgegebenen Thema bleiben, und jeder sprach aus seiner Erfahrung und aus seinen Überzeugungen heraus, die sehr unterschiedlich und vielfältig waren. Zu Beginn der Morgen- und Nachmittagssitzung legte jeweils ein Ehepaar sein Zeugnis ab.

Atmosphäre

Es herrschte eine freundliche Atmosphäre in der Synodenaula, und jeder Beitrag wurde respektvoll angehört. Es gab Meinungsverschiedenheiten über den zu beschreitenden Weg: von großer Offenheit und Überzeugung über die Notwendigkeit, sinnvolle theologische Antworten auf die Hoffnungen, Freuden, Ängste und Schwierigkeiten der Ehe und des Familienlebens in der heutigen Zeit zu finden, bis hin zu der Überzeugung, dass die kirchliche Position nicht geändert werden muss, sondern man nur eine neue Sprache finden muss, um bestehende Regeln etc. darzulegen. Die Lebensumfelder, aus denen die Referenten kamen, waren sehr unterschiedlich: Kriegssituationen, Migration, Vertreibung, Verfolgung, verschiedene Formen der Gewalt, Armut, kleine christliche Minderheiten in muslimischen Ländern, multireligiöse und multikulturelle Umfelder, Säkularismus, Gleichgültigkeit etc.

Eröffnung

Die Versammlung begann jeden Tag mit dem Morgengebet, das auf Latein gesungen wurde.

Die Versammlung wurde von Papst Franziskus eröffnet. Nachdem er allen, die die Synode vorbereitet hatten, gedankt hatte, betonte er, dass der Weg bis dahin mehrere Monate in Anspruch genommen hatte, und lud alle ein, die Synode in einem Geist der Kollegialität zu leben. Er hob hervor, wie wichtig es ist, auf die Stimmen der Ortskirche und auf die Stimme der Universalkirche zu hören. Er bat alle eindringlich, offen zu sprechen: „Niemand“, so sagte er, „darf sagen, dass es etwas gibt, das nicht gesagt werden darf; alles, was man fühlt, muss gesagt werden. Wenn man nicht offen spricht, kommt es nicht von der Synode. Sagt alles ohne Furcht, und hört demütig alles an, was ein jeder sagt. Ich bitte euch, stets diese Haltung einzunehmen und es im Frieden zu tun.“

Überblick

Angesichts der Tatsache, dass in fünf Tagen etwa 290 Wortbeiträge gegeben wurden, kann ein einfacher Bericht wie dieser dem Reichtum und der Vielfalt der Ideen und Wirklichkeiten, die zum Ausdruck gebracht wurden, natürlich nicht gerecht werden. Dies ist nur ein Überblick „aus der Vogelperspektive“, ein Versuch, einige der Themen, die zur Sprache gekommen sind, und einige Antworten mitzuteilen. Der Bericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und enthält keinerlei endgültige Entscheidungen. Der Dialog in der Synode geht noch weiter, im Geist des Suchens und der Entscheidungsfindung.

Fast unmittelbar traten die vielen Herausforderungen, denen Ehe und Familie gegenüberstehen, zutage. Es gab den aufrichtigen Wunsch, auf die Zeichen der Zeit zu hören und vom Heiligen Geist geleitete Antworten zu suchen. Es wurde noch einmal deutlich betont, dass die Familie die Keimzelle der Gesellschaft ist und dass es notwendig ist, die Schönheit der Ehe zu preisen und Schlüsselmomente wie zum Beispiel Jubiläen zu feiern.

Schon früh wurde gefordert, die „*strenge Sprache*“ in Bezug auf irreguläre Situationen zu ändern. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Kirche manchmal wie eine „strenge Mutter“ wahrgenommen wird. Einige Male wurde gesagt, dass man es vermeiden sollte, Menschen abzustempeln, da diese dadurch zurückgestoßen werden. Der Gedanke, dass der Glaube nach und nach wächst, wurde hervorgehoben. Es gab die Forderung, „kreative Pläne“ für die Seelsorgepraxis zu entwickeln. Die Hirten müssen an den Freuden und Hoffnungen der Familien Anteil nehmen. Einige sprachen nachdrücklich über die Notwendigkeit für mehr offenem Dialog. Ein Kardinal sagte: „*Wir brauchen den offenen Dialog – die Welt wird uns nicht zuhören, wenn wir der Welt nicht zuhören.*“

Die Sorge um Ehepaare, die in schwierigen Situationen leben, um die Geschiedenen und zivil Wiederverheirateten kam oft zur Sprache. Es wurde gesagt, dass die Kirche die Wahrheit verkünden soll, ohne zu verurteilen, mit Mitgefühl und Verständnis. Gegenüber den vielen Menschen, die unverheiratet zusammenleben, muss die Schönheit der sakramentalen Ehe betont, aber auch die positive Seite ihrer Beziehung gesehen werden – denn auch in diesen anderen Situationen gibt es Elemente der Heiligkeit und der Wahrheit.

In vielen Beiträgen ging es um die Frage nach dem Eucharistieempfang für geschiedene und wiederverheiratete Personen; es wurde betont, dass die Eucharistie nicht das Sakrament der Perfekten sei, sondern vielmehr derer, die unterwegs sind. Der Dialog war offen, und verschiedene Meinungen wurden zum Ausdruck gebracht – er dauert noch an.

Die Unauflöslichkeit der sakramentalen Ehe wurde nachdrücklich betont, aber man sieht auch, dass die Lebenserfahrung vieler Menschen nicht innerhalb der sakramentalen Ehe stattfindet und viele aus verschiedenen Gründen eine solche Eheschließung nicht in Betracht ziehen. Es wurde deutlich gesagt, dass jene, die sich in einer sakramentalen Ehe befinden, gute Unterstützung und dauerhafte Begleitung brauchen, aber auch die

Tatsache, dass es viele gibt, die diesen Weg nicht gehen, verdient Beachtung. Es müssen Wege gefunden werden, sich um sie zu kümmern, und diese Wege müssen einfühlsam und liebevoll sein. Menschen wollen der Wahrheit folgen: Sie verspüren auch das Bedürfnis, inspiriert zu werden, zu spüren, dass die willkommen sind und geliebt werden. Es kam der starke Wunsch zum Ausdruck, pastorale Antworten auf diese Realität zu finden, die heute in der ganzen Welt sehr verbreitet ist.

Der dringende Ruf nach praktischen Modellen für die Seelsorge für geschiedene und wiederverheiratete Personen wurde laut. Gruppen, die den Dienst des Zuhörens ausüben und moralische Urteile vermeiden, muss Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Häufig wurde betont, wie wichtig es ist, geschiedenen und wiederverheirateten Personen respektvoll zu begegnen. Viele erwähnten die Tatsache, dass sie oft in Situationen leben, in denen sie sich unwohl fühlen, soziale Ungerechtigkeit erleben oder im Stillen leiden. Die Seelsorge darf nicht repressiv sein, sondern muss voll Barmherzigkeit, Verständnis und Mitgefühl sein.

Oft wurden die Ehenichtigkeitsverfahren erwähnt. Die Notwendigkeit, die Verfahren zu vereinfachen, wurde häufig zum Ausdruck gebracht. Auch sollten mehr kompetente Laien an kirchlichen Gerichtshöfen tätig sein. Außerdem wurde die Notwendigkeit betont, Oberflächlichkeit zu vermeiden und die Achtung gegenüber der Wahrheit sowie die Rechte beider Parteien zu wahren.

Auch den Herausforderungen gemischtreligiöser Ehen wurde Aufmerksamkeit geschenkt. Während gleichgeschlechtliche Ehen wohl nicht anerkannt werden können, wurde die Notwendigkeit eines respektvollen und nicht diskriminierenden Umgangs mit homosexuellen Menschen betont.

Allen Getauften muss geholfen werden zu erkennen, dass sie zur Kirche gehören, in welcher Situation auch immer sie sich befinden; sie müssen sich willkommen fühlen und die Unterstützung und Hilfe finden, die ihre jeweilige Situation erfordert. Für viele, die als Kinder getauft wurden, gibt es keine gute fortdauernde Unterweisung, und Menschen, die Christus nicht begegnet sind, werden in die sakramentale Ehe geführt. Die „verwundeten“ Familien brauchen besondere Hilfe, Nähe, Mitgefühl und Unterstützung auf dem Weg zur Heilung.

Wir müssen liebevoll auf unsere gegenwärtige Welt blicken. Die Menschheit, so wurde gesagt, möchte glücklich sein. Christen wissen, dass Christus das Glück ist, aber wir finden dennoch keine angemessene Sprache, um dies der Welt mitzuteilen. Es wurde gefragt: „*Warum lehnen Länder mit tiefen christlichen Wurzeln Christus ab?*“ und „*Warum sind wir, Kleriker nicht glücklich? Wo finden wir wahres Glück?*“ Es kam die Forderung nach einer „biblischen“ anstelle einer „theologisch-spekulativen“ Katechese auf.

Mehrfach hörten wir die eindringliche Bitte um eine gute Glaubensunterweisung, die das ganze Leben hindurch weitergeht, und um eine gute und angemessenere Ausbildung in den Seminaren. Die Hoffnung wurde zum Ausdruck gebracht, dass diese Synode einen Dialog in der Gesellschaft herbeiführen wird. Fragen nach der Gleichheit, der Würde der Person, Nichtdiskriminierung und Ablehnung von Gewalt müssen

angesprochen werden. Ein anderer sagte: „*Wir müssen lieben, nicht die Faust zeigen.*“ Das Evangelium verlangt lebendige Zeugen und kein „Predigen“. Die Predigten müssen wirkliche Lebenssituationen der Menschen aufgreifen und sie mit dem Evangelium verbinden. Es gab den starken Ruf danach, die Laien in die Verkündigung der Frohbotschaft einzuschließen, wobei das missionarische Charisma betont wurde, die Evangelisierung durch einfache Begegnungen mit Menschen und Familien. Man muss von einer defensiven zu einer aktiven, einer proaktiven Haltung übergehen.

Neue Wege müssen gefunden werden, um die natürliche Familienplanung zu erklären – es gab eine ziemlich lange Diskussion über Verhütung und natürliche Methoden zur Geburtenkontrolle.

Drei besondere Dimensionen der Familie wurden vorgestellt: die Berufung zum Leben, der missionarische Aspekt, also Christus bezeugen durch die Familie und die Annahme des anderen, denn die Familie ist die erste Schule, in der wir lernen, zueinander in Beziehung zu stehen. Die Familie ist beinahe die letzte menschliche Wirklichkeit, die in einer von Wirtschaft und Technik, Macht und Effizienz geprägten Welt noch willkommen ist. „*Eine weitere Dimension der Familie zeigt sich auch in der Heiligkeit, denn die in Heiligkeit erzogene Familie in das Bild der Dreifaltigkeit, die Hauskirche im Dienst der Evangelisierung, der Zukunft der Menschheit.*“

Die Frage kam auf: „*Was würde Jesus uns sagen angesichts all der verschiedenen menschlichen Situationen in unserer heutigen Kirche?*“ Eine andere Frage lautete: „*Wie soll man den vielen schwierigen Problemen begegnen, im Bewusstsein darum, dass sie so verschieden sind?*“

Am Freitagnachmittag sprachen sieben Verantwortliche anderer christlicher Kirchen. Es war inspirierend, ihnen zuzuhören – ihre Dankbarkeit, bei der Synode anwesend zu sein, ihre Einsicht, dass ihre Kirchen mit denselben Fragen zu kämpfen haben, der Wunsch, voneinander zu lernen und die Tatsache, dass ihre Mitglieder weltweit diese Synode mit Interesse verfolgen und sich darauf freuen, mehr über sie zu erfahren.

In der nächsten Woche fand die meiste Arbeit in kleinen Gruppen statt. Ich war in einer Gruppe von 26 Personen, darunter 18 Kardinäle und Erzbischöfe, ein anglikanischer Bischof, zwei Ehepaare, ein Priester, zwei Männer und eine Frau im Laienstand. Sie kommen von allen fünf Kontinenten, aus etwa 23 Ländern.

Zweite Woche – Montag

Zu Beginn des Vormittags bekam jeder die *Relatio Post Disceptationem*, das Arbeitspapier, ausgehändigt, das die Beiträge und die Diskussion der ersten Woche zusammenfasste. Es sollte die Grundlage für die Diskussion in den kleinen Gruppen bilden.

Der Inhalt des Arbeitspapiers wurden in der ersten Hälfte des Vormittags in der Synodenaula laut vorgelesen. Am Ende wurde es mit großem Applaus begrüßt. Nach der Pause wurden die Delegaten, um eine anfängliche globale Antwort zu haben und die Arbeit der kleinen Gruppen zu erleichtern, eingeladen, ihre Kommentare abzugeben.

Allgemeine Anerkennung fand die Tatsache, dass das mit der Abfassung beauftragte Komitee alle wichtigen Punkte, die in der Woche angesprochen worden waren, erfasst hatte.

Die Synodenväter spürten, dass der Geist des Zweiten Vatikanischen Konzils in diesem Arbeitspapier vorhanden sei. Die Botschaft des Abschlussdokuments muss von Hoffnung erfüllt sein. Mehr Schriftbezüge müssen darin aufgenommen werden.

Sie waren froh, dass das Dokument keine Entscheidungen enthielt – wir befanden uns in Gespräch und Dialog. Der Entscheidungsfindungsprozess wird bis zur nächsten Synode fortgesetzt werden.

Arbeit in Gruppen

Die Arbeit wurde von Montagnachmittag bis Mittwochabend in kleinen Gruppen fortgesetzt. Natürlich habe ich nur Erfahrungen in einer Gruppe. Nachdem die Verfahrensweise dargelegt und ein Moderator und ein Sekretär gewählt worden waren, begann die Arbeit. Die Zuhörer durften Beiträge geben, wenn es passend war. Das Dokument wurde Absatz für Absatz durchgearbeitet, Änderungen wurden vorgeschlagen und diskutiert; dann stimmten die Synodenväter darüber ab.

In der Gruppe herrschte eine entspannte Atmosphäre und große Freiheit, nach dem Gespräch Ideen anzunehmen oder abzulehnen. Wer eine Änderung vorgeschlagen hatte, zog seine Idee bereitwillig zurück, wenn sie nicht unterstützt wurde, oder akzeptierte mit freundlicher Miene mit weitere Vorschläge, um die Formulierung zu ändern. Es wurde auch gelacht. Es gab verschiedene Meinungen, Erfahrungen und Wirklichkeiten – das machte es interessant und stellte eine Herausforderung dar. Das Bemühen, einfühlsam zu sein gegenüber verschiedenen Wirklichkeiten und die Diskussion, die dafür manchmal nötig war, verlangsamte den Prozess und machte ihn etwas ermüdend.

Zurück in der Synodenaula

Am Donnerstagvormittag gab es eine Versammlung in der Synodenaula. Es war gut, Papst Franziskus wieder unter uns zu haben. Zweck dieser Zusammenkunft war es, die Berichte der verschiedenen Gruppen anzuhören. Die Änderungen waren bereits dem Sekretariat übergeben worden. Die Berichte erläuterten kurz die Arbeit in der Gruppe, die Vorbehalte, Sorgen, Bestätigungen etc. Jeder Gruppenberichtersteller hatte 10 Minuten Zeit für seinen Bericht, und wieder wurde der Zeitrahmen strikt eingehalten. Alle Berichte wurden veröffentlicht.

Im Folgenden einige Punkte, die aus den Gruppenberichten hervorgingen

Anerkennung wurde zum Ausdruck gebracht über die Methode, die bei der Vorstellung des Dokuments angewandt wurde: Hören – Schauen – Diskutieren (sehen, urteilen, handeln).

Viele sprachen über die offene Atmosphäre, die in der Synode herrschte. Der Dialog fand in Freiheit und in einem Geist gegenseitigen Zuhörens statt. Diese Offenheit machte es möglich, Einsichten und Erfahrungen zahlreicher Menschen aus verschiedenen Kulturen und von fünf Kontinenten anzunehmen, die in der Synode versammelt waren

und den verschiedenen Stimmen in gegenseitigem Vertrauen, Annahme und Einfachheit zuhörten – Ausdruck der Wirklichkeit Universalkirche in Eintracht und Vielfalt.

Die Pluralität und Vielfalt kirchlicher Situationen kam deutlich zum Ausdruck. Nicht jede Ortskirche ist in gleicher Weise betroffen von den Problemen, die angesprochen wurden. Der Wunsch kam zum Ausdruck, der Subsidiarität größere Aufmerksamkeit zu schenken und so den Ortskirchen eine gewisse Autonomie zu geben, um pastorale Antworten auf ihre Probleme zu suchen.

Der Weg der Synode dauert weiter an. Die kommende Ordentliche Synode wird im Oktober 2015 stattfinden. Sie wird ihre Aufmerksamkeit auf die Berufung und Sendung der Familie in Kirche und Welt von heute richten. Das dahin führende Jahr wird ein Jahr der Reflexion und des Dialogs in verschiedenen Ortskirchen in der ganzen Welt sein. Es bietet uns allen Gelegenheit, mitzuarbeiten und uns auf lokaler Ebene an der Reflexion und dem Dialog zu beteiligen. Wir können auch die Initiative ergreifen und Gespräche anregen – im selben Geist wie auf der Synode, also im tiefen Zuhören mit offenem Verstand und offenem Herzen – in dem Wunsch, die Fragen weiter zu vertiefen und zu untersuchen, im Geist der Entscheidungsfindung, statt bei verfestigten Ideen und vorschnellen Schlüssen zu verharren.

FAMILIE UND GEWEIHTES LEBEN ZWISCHEN DEN SYNODEN ÜBER DIE FAMILIE

P. Enzo Brena, SCJ

Dehonianer, Psychologe.

Vortrag vor der 84. USG-Versammlung, November 2014

Original Italienisch

Das Zusammentreffen des Jahres des geweihten Lebens mit der Feier der Synode über die Familie scheint von der Vorsehung bestimmt zu sein, denn es bietet die Möglichkeit zu einer vertieften Reflexion über das geweihte Leben und seine Beziehung zu Ehe und Familie. In meinem kurzen Beitrag geht es um zwei Punkte:

- a) *Was lässt sich heute über die Berufung zum geweihten Leben und zur Ehe sagen?*
- b) *Was haben die beiden Berufungen einander zu sagen?*

A) Was lässt sich heute über die Berufung zum geweihten Leben und zur Ehe sagen?

Wenn es stimmt, dass, wie der Trappistenmönch Thomas Merton schrieb, „für Gott alle Berufungen den Zweck haben, der Welt seine Liebe zu offenbaren“,¹ dann dürfte klar sein, dass keine Berufung würdiger oder wichtiger ist als eine andere, auch wenn man dies bei uns im Ordensleben immer gemeint hat.

Wer die Kirche, das Volk Gottes, und den Weg der Menschen in ihr liebt, der ist sich dessen bewusst, was der Pfarrer Primo Mazzolari, ein Prophet seiner Zeit, sagte: „Für jedes Werk müssen wir aufeinander zählen: Niemand genügt sich selbst oder der eigenen Berufung.“ Beim Konsistorium im vergangenen Februar haben diese Worte ein gewisses Echo gefunden in dem, was Kardinal Kasper gesagt hat: „Ehe und Ehelosigkeit werten sich gegenseitig auf und stützen einander, oder sie geraten beide miteinander in die Krise“.

In Kardinal Kaspers Worten ging es um den Begriff der *Entscheidungsfreiheit* – in der heutigen Kultur der zentrale Punkt einer alles durchdringenden Krise sowohl der Familie als auch des geweihten Lebens. Die *Entscheidungsfreiheit* der Person ist integraler Bestandteil der Berufung. In beiden Lebensentscheidungen sind Entscheidungsfindung und Ausbildung daher eine dringende Notwendigkeit.

Zugegebenermaßen stellt die Freiheit heute nicht so sehr eine Gewissheit als vielmehr ein Problem dar. Ständig wird über sie gesprochen, Anspruch auf sie erhoben oder ihr Gebrauch als selbstverständlich vorausgesetzt, aber das gewährleistet ihr tatsächliches Vorhandensein in den täglichen Entscheidungen nicht. Zahlreiche

psychosoziale Forschungsergebnisse zeigen, dass der Mensch in erhöhtem Maße verschiedenen Einflüssen durch die Medien ausgesetzt ist, wo eine immer größere Freiheit versprochen wird. Angesichts des Phänomens, dass zahlreiche geweihte Personen und Priester in den Laienstand zurückkehren und zahlreiche Ehen zerbrechen, wissen wir aus eigener Anschauung sehr gut, wie kritisch die Frage der Entscheidungsfreiheit auf dem Weg, der zu diesen Entscheidungen geführt hat, ist. Die Begeisterung, die Leidenschaft und der gute Wille, die anfangs vorhanden sind, weichen innerhalb kurzer Zeit der Enttäuschung, und der Weg wird wieder verlassen.

Was macht es heute schwierig, die eigene Freiheit zum Ausdruck zu bringen?

Im Innenleben des Menschen verbirgt sich hinter dem Wort „Freiheit“ immer die Illusion völliger Unabhängigkeit, die heute wie nie zuvor von der virtuellen Wirklichkeit genährt wird. Natürlich darf man das *Internet* nicht zum Sündenbock für jedes Problem des postmodernen Menschen machen, aber es erweist sich dennoch als besonders geeignetes Mittel für das Spiel mit der menschlichen Schwäche. Denn die multimediale Welt, die unbestreitbar viele positive Möglichkeiten enthält, ist dennoch der Ort, in dem auch große Illusionen stattfinden, wo es möglich ist, Szenarien und Identitäten willkürlich zu verändern und wo Entscheidungen auf unbestimmte Zeit im *Stand-By-Modus* bleiben können, was zahlreiche Experimente möglich macht und dem Subjekt das Gefühl verleiht, über Zeit und Wirklichkeit zu herrschen. Diese Art von virtueller „Allmacht“ schadet jedoch dem Willen und wird schon bald zu einer realen Ohnmacht, die es verhindert, sich für etwas zu verpflichten und langsam, aber sicher zum Selbstmord der Freiheit führt.² Die Auswirkungen dieses Hinderungsprozesses zeigen sich auch im Nichteinhalten von Lebensverpflichtungen, sowohl in der Ehe als auch im geweihten Leben.

Die Freiheit, ebenso wie die Liebe und alle großen Werte des Lebens, liegt von dem Augenblick, in dem wir das Licht der Welt erblicken, an nicht in unseren Händen. Die Freiheit ist *Berufung* (vgl. *Gal 5,13ff*), sie ist das zu erreichende Ziel, das den Weg und die Verpflichtung eines ganzen Lebens mit sich bringt, und sie findet ihre Erfüllung in der Liebe (vgl. *1Kor 13*).

Es gibt also eine gemeinsame Berufung für alle, die für alle gültig ist: *Wir sind berufen zu lieben wie Gott liebt*, um ganz frei und seine Kinder zu werden, kraft einer bewussten Entscheidung. Jeder Mensch ist berufen, grenzenlos, frei, treu, barmherzig zu lieben, nicht exklusiv, sondern offen für alle...

Verschieden, aber alle würdevoll sind dagegen die jeweiligen Wege, die diese grundlegende Berufung zum Ausdruck bringen. Die Vielfalt der Formen ist abhängig von der Vielfalt der Persönlichkeiten, der Sensibilitäten, der persönlichen Geschichte, denn – so sagte Thomas Merton in Bezug auf die Berufung – wir alle *„sind an den Ort berufen, an dem Gott uns das größte Wohl erweisen will, in den Lebensstand, in dem wir am besten uns selbst verlassen und Ihn finden können“*.³

Diese Definition vermittelt uns die besondere Dynamik und Beziehung der Berufung: *Wir sind immer berufen*, das ganze Leben lang, und die Berufung entfaltet sich *in der Beziehung zu Gott, die durch zahllose Mittlerschaften genährt wird*, je nach der Lebensentscheidung. Das erfordert die Fähigkeit, die eigene Lebensgeschichte, die

Erfahrungen, die wichtigen Beziehungen in die Welt der eigenen Wünsche und Ideale zu integrieren, um die eigene Identität zu entdecken und ihr gleichzeitig eine Form zu geben.

Von anderen Voraussetzungen ausgehend sagen uns die *Humanwissenschaften* dasselbe: Der Mensch befindet sich in einem Prozess, sowohl in seiner gegenwärtigen Wirklichkeit als auch auf idealer Ebene, um zur vollen Selbsterfüllung zu gelangen, und alles, was ihn auf besondere Weise auszeichnet ~– begonnen bei der Freiheit –, bildet sich allmählich heraus, im Laufe der Zeit, kraft der Erfahrungen und der Beziehungen – seien diese lebenslänglich oder nicht.

Die Berufung setzt jedoch auch die *Fähigkeit* voraus, eine Stimme, einen Ruf zu hören; sie verlangt eine Bereitschaft, sich dem anderen/dem Anderen zu öffnen, sich etwas sagen zu lassen, das die eigene Lebensweise hinterfragt und ein Ziel, ein Ideal aufzeigt. Heute gibt es nicht viel Bereitschaft, Zeit und Mühe in die Schritte zu investieren, die zum Aufbau eines Ideals, zur Umsetzung eines Wertes erforderlich sind. Mit anderen Worten, man will lieben, etwas Großes leben, aber man akzeptiert nicht die Zeit und den Preis, den all das erfordert.

Außer eventuellen psychiatrischen Ursachen, die immer möglich sind, zeigt die gegenwärtige Krise zahlreicher Ordensleute, Priester und Eheleute, die den eingeschlagenen Weg verlassen, dass die Aufgabe der Berufung kurzfristig und vor allem nach affektiven Kriterien erfolgt. Das Adjektiv „affektiv“ bedeutet hier nicht die affektive Zuneigung zu einer anderen Person, sondern ist Ausdruck einer Verschlussenheit in sich selbst, in die eigene Gefühlswelt. Diese Verschlussenheit entspringt dem Bedürfnis, sich vor Enttäuschung zu schützen, den Wunsch vollkommen zu bewahren, ohne die darin enthaltene progressive Logik zu akzeptieren, indem man die Realität respektiert.

Diese Haltung zeugt von einem unbewussten Anspruch, Kontrolle über die Wirklichkeit auszuüben. Der Drang zu Kontrolle über alles, was das eigene Leben berührt, erweist sich jedoch tatsächlich als Verschlussenheit gegenüber der Realität, der Neuheit und einer wahren Begegnung mit dem Nächsten. Dadurch verurteilt man unbewusst sich selbst zum ständigen Schwanken zwischen Begeisterung und Enttäuschung. Zu viele Menschen sind in diesem Zustand gefangen.

Auch die Ehe und das geweihte Leben erleiden unmittelbar die weniger schönen Auswirkungen des kulturellen Wandels.

In den letzten 50 Jahren hat die Ehe nach und nach die Berufungsperspektive verloren, um letztlich als *säkulare Heilsform* gelebt zu werden: Gerade jetzt, da der Glaube an etwas Absolutes in vielerlei Weise geaugnet wird ... erwartet man sich alles von der Liebe!⁴

So stehen wir heute einer paradoxen Form von Idealismus gegenüber: Man liebt die Liebe mehr als die Personen, man erbettelt sie um jeden Preis, auch mittels austauschbarer Individuen, statt eine einzige Person mehr zu lieben als alle anderen. Der Wert der menschlichen Liebe wird einer subjektiven und defensiv strukturierten inneren Welt angepasst, die die Herausforderung eines gesunden Verlangens nach Selbsthingabe zum Aufbau einer ganzheitlichen Beziehung nicht mehr annimmt. Daher ist der Wert der

Liebe, die mich von außen her bittet, sie anzunehmen, sie weiter zu suchen und ihr ein Gesicht in meinem Leben zu geben, nicht wichtig: Wichtig ist, dass „ich liebe“. „Ich“ passe also letztlich die Liebe meinem Wunsch nach völliger Befriedigung an.

So verlieren die Bindungen, die im Namen einer imaginären Fusion hergestellt wurden, ihren Wert – so als wäre niemand es wert, ihm die eigene Freiheit zu opfern.⁵ Schon lange ist die Zahl derer ins Unermessliche gestiegen, für die nur die Phase der Verliebtheit zählt, die den Zauber des Anfangs für immer verlangen und daher alle Beziehungen abbrechen, die diese Befriedigung nicht mehr gewährleisten. Die Zahl derer, die bis zum Äußersten gehen wollen, die die Liebe leben und ihr alle Ansprüche unterordnen wollen, in einem frei gewählten Lebensstand, wird dagegen immer geringer.

Auch bei zahlreichen geweihten Personen und Priestern, die sich in der Krise befinden und ihren Lebensstand aufgeben, lassen sich diese verzerrten Vorstellungen von der Berufung erkennen, die dazu führen, die Berufung – mit all ihren Werten – auf die Befriedigung eines kurzlebigen Gefühls der Selbstverwirklichung zu reduzieren.

Zu lieben, wie Gott liebt, ist eine Berufung, ein Ideal. Es ist kein Idealismus.

B) Was haben die beiden Berufungen einander zu sagen?

In der Kirche haben das geweihte Leben und die Ehe nebeneinander gelebt, jedoch ohne einen echten Dialog. Die Geschichte lehrt uns, dass eine Theologie/Spiritualität des geweihten Lebens, das als *Leben der Vollkommenheit* verstanden wird, und der Ehe als „*remedium concupiscentiae*“ langsam eine Barriere zwischen den beiden Lebensständen errichtet hat. Erst im letzten Jahrhundert, vor allem nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, wurden die Voraussetzungen geschaffen für eine allmähliche Annäherung zwischen der Familie und dem geweihten Leben, zwischen dem monastischen und dem häuslichen Prinzip, mit den Erfahrungen des Teilens, die P. Prezzi soeben in Erinnerung gerufen hat.

Die Notwendigkeit zu klären, worin die Besonderheit der Berufung zum geweihten Leben besteht, hat oft dazu geführt, vor allem die Unterschiede hervorzuheben und das gemeinsame Element – *die Berufung aller zur Freiheit der Liebe Gottes* – im Dunkeln zu lassen, so als würde die Klarheit über die Unterschiede zwischen den Berufungen die Frage nach der eigenen Identität erschöpfend beantworten.

Die Gelübde waren die Grundlage, auf der die Frage nach der Identität stets zum Ausdruck gebracht wurde. Wir wissen sehr gut, wie viel einschlägige Literatur es zu den Gelübden gibt und wie sehr gerade sie bei der Ausbildung im Vordergrund standen, sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen. Wir wissen jedoch auch, dass beim Volk die Bewunderung für den geweihten Menschen sich allmählich dahingehend gewandelt hat, die „Normalität“ einer Entscheidung, die den Verzicht auf die natürlichsten Ausdrucksformen der individuellen Freiheit (Autonomie, Affektivität, Güterverwaltung...) mit sich bringt, in Frage zu stellen. Viele Menschen ~ viel mehr als wir denken – glauben nicht an die Keuschheit und die Armut der Geweihten (der Gehorsam scheint nicht so stark in Zweifel gezogen zu werden). Andererseits wissen wir sehr gut, dass im konkreten Leben unserer Gemeinschaften die Armut mit viel „wenn und aber“ gelebt wird, die Keuschheit eine so private Angelegenheit ist, dass man fast nie

darüber spricht und sie dem Gemeinschaftsleben selten Farbe und Wärme verleiht, und der Gehorsam eines der heikelsten Probleme für die Oberen ist.

Die Erfahrung lehrt uns, dass eine *Ausbildung, in der die Gelübde im Mittelpunkt stehen*, weder der geweihten Person noch denen, die ihren Weg kreuzen, viel nützt. Die Wahrheit unserer Berufung und unsere Bedeutung für das Volk Gottes und die Welt hängen nicht von der *Observanz* der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab, wenn wir nicht versuchen, sie auf neue Weise zum Ausdruck zu bringen.

Die Gelübde sind nicht der Mittelpunkt des geweihten Lebens. Der Gottesbezug ist es, der sie rechtfertigt, also die Entscheidung, auf Gottes treue Liebe mit einer bedingungslosen Liebe, die für alle offen ist, zu antworten. Die Gemeinschaft mit Gott und mit den Brüdern gibt unserer Lebensentscheidung einen Sinn. Daher löst der Geweihte stets Staunen und Faszination aus, der seine Entscheidung für Gott in großherziger Hingabe an den Nächsten lebt, der offen und zugänglich ist für jeden Menschen, den er bedingungslos und in Brüderlichkeit annimmt, in und außerhalb der Gemeinschaft.

Im Licht der gemeinsamen Berufung zur *Freiheit zu lieben wie Gott liebt* haben die Ehe und das geweihte Leben mit ihren jeweiligen Besonderheiten einander etwas zu sagen und zu geben.

Die Ehe verpflichtet einen Mann und eine Frau zu der Entscheidung, gemeinsam auf die Fülle der Liebe Gottes zuzugehen durch die Mittlerschaft der Ehe und der Kinder, mit den Verantwortungen, die diesen Lebensplan auszeichnen. Es ist eine Liebe, durch die man sich freiwillig verpflichtet, *sich selbst ganz in die Gemeinschaft einzubringen*: mit Intelligenz und Kreativität, um das Ehe- und Familienleben kurz- und langfristig zu planen; mit Sensibilität und Affektivität; in völliger Selbsthingabe, die in der sexuellen Dimension die „schöpferische“ Funktion hat, Gemeinschaft zu schaffen und Leben zu zeugen; mit der verantwortungsvollen Fürsorge für den Ehepartner und die Kinder. Diese muss bewusst nicht so sehr und nicht nur als Fürsorge für ihn/sie, der oder die mir „Dienste“ leistet und Befriedigung schenkt, gelebt werden sondern vielmehr für den *Partner*, der mir ein Gegenüber, Halt, Impulse und liebevolle Zurechtweisung bietet, die beiden gestattet, das Profil des Ideal hoch zu halten: die Liebe Gottes zum Ausdruck zu bringen, Mittler seiner Liebe zu sein.

Das geweihte Leben verpflichtet den Geweihten in der einen Berufung zur Liebe Gottes in der von Christus offenbarten Lebensform. Die Mittlerschaft, die es gestattet, diesen Weg zu gehen, ist der Bruder/die Schwester, denen man *in itinere* begegnet: nicht ausgewählt, nicht unter anderen ausgesucht, sondern als „Geschenk“ erkannt, über alle instinktiven affektiven Präferenzen hinaus.

Die Berufung der geweihten Person geht also durch alle typischen Anforderungen des gemeinsamen Lebens, der uneigennütigen Selbsthingabe, des Dienstes ohne Berechnung, auch nicht im Hinblick auf „Fleisch und Blut“; sie bringt ihre Fruchtbarkeit nicht durch biologische „Zeugung“ des Lebens zum Ausdruck, sondern indem sie „Sorge trägt“, das Leben des Bruders und der Schwester nährt, wer auch immer diese Person ist und wo auch immer sie lebt.

Gerade aufgrund der Berufung, Christus nachzufolgen, auch im Hinblick auf die

entsprechenden Mittel (Gelübde, Gemeinschaft, offener Dienst an allen, besonders an den Geringsten) hat die geweihte Person keine Probleme, im Einklang zu stehen mit dem Menschen, wer auch immer er ist, wo auch immer er ist und in welchem Zustand er sich auch immer befindet – problematisch oder nicht, skandalös oder nicht –, ohne Urteil und Diskriminierung, einzig mit dem Ziel, dass er Christus begegnen und seine Liebe erfahren kann, die den Menschen nach jedem Scheitern wiederherzustellen vermag. Das Zeugnis des geweihten Lebens geht also nicht von der Erfahrung der Vollkommenheit aus, sondern von der Erfahrung einer persönlichen Konkupiszenz, einer Wunde, die unser Fleisch ebenso berührt wie das aller Menschen und die uns drängt, unser Elend herauszuschreien.

Der Geweihte trägt eben diese Möglichkeit in sich: *Zeugnis abzulegen von der Barmherzigkeit*, denn er hat sie als erster erfahren, wenn er wirklich sich selbst kennengelernt hat und Christus begegnet ist: Diese Erfahrung ist wesentlich, um den Plan zu einem Leben, das dem Gott der Barmherzigkeit geweiht ist, aufrechtzuerhalten.

Unter diesem Gesichtspunkt kann das geweihte Leben in eine fruchtbare Beziehung zur Familie treten, denn es ruft den Eheleuten die Notwendigkeit in Erinnerung, Gott, das Vorbild, das Ziel, das ideale Kriterium, das ihrem Lebensplan zugrunde liegt, nie aus den Augen zu verlieren. In der Ehe besteht oft die Gefahr, bei der „Mittlerschaft“ haltzumachen: Man verabsolutiert den Ehepartner und man erwartet von ihm etwas, das er nicht geben kann; man erwartet gegenseitige affektive Befriedigung anstelle eines Gegenübers, das dazu beiträgt, das Steuerruder stets auf das von der Berufung vorgegebene Ziel ausgerichtet zu halten.

Das geweihte Leben ruft der Familie in Erinnerung, dass das Maß der Liebe sich nicht im Kriterium der Gegenseitigkeit erschöpft und sich nicht auf den Verwandtschaftsgrad reduzieren lässt sondern darin besteht, lebendig und fruchtbar zu sein für die Liebe Gottes, also wirklich Kinder Gottes zu sein. Denn ihr letztes Ziel sind nicht sie selbst, sondern jener, der sie unendlich übersteigt.

Armut, Keuschheit und Gehorsam sind die Gelübde, durch die man sich an Christus bindet, durch die Mittlerschaft der Brüder und der Gemeinschaft, um sich nicht mit einer Eingebung über Gott und die Liebe zu begnügen, sondern das Bewusstsein lebendig und wirksam zu erhalten, dass die Liebe und das Gute stets *in fieri* sind und der Mensch (mit seinen Beziehungen) eine stets offene Baustelle. Diese Entscheidung schenkt die Möglichkeit, auf einem Weg der Freiheit zu bleiben, der zur Fülle Gottes führt, der die Liebe ist, durch die tägliche Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes, die durch die Brüder geht.

Das geweihte Leben ruft den Eheleuten den Weg der Innerlichkeit in Erinnerung, der zum Rückzug auf sich selbst und auf den eigenen Wunsch im Gegensatz steht; gleichzeitig warnt es vor der Gefahr der Verschwendung, indem es die Bedeutung des Zeugnisses und des Apostolats in Erinnerung ruft.

Andererseits braucht der Geweihte das Zeugnis der Eheleute, um sich daran zu erinnern, dass es keine Liebe ohne Fleisch, ohne einen Leib, ohne die Mittlerschaft eines Bruders oder einer Schwester gibt. Wir wissen nur allzu gut, dass die Liebe im geweihten Leben zu oft Gefahr läuft, darauf beschränkt zu werden, ein literarischer Topos zu sein,

wenn nicht sogar ein bequemer Weg der „spirituellen“ Flucht vor dem konkreten Bruder, den die Umstände auf unseren Weg stellen. Der Geweihte heiratet keine Person und gründet keine Familie, sondern er „heiratet“ das Anliegen eines jeden Menschen: – begonnen bei den Menschen, mit denen er das Leben teilt – um ein fruchtbarer Mittler zu sein, der ihm hilft, seine Identität als Kind Gottes zu erkennen und das Leben in Fülle zu finden, und damit die Gemeinschaft verwirklicht wird, die Gott sich für seine Kinder erträumt.

„*Das Anliegen des Menschen heiraten*“: Das ist kein beliebiger, sondern ein theologischer Ausdruck. Denn die Heilige Schrift bezeugt, dass Gott, um seine Beziehung zur Menschheit zum Ausdruck zu bringen, das Bild der Ehe gewählt hat.

Das zeitliche Zusammentreffen der Synode über die Familie mit dem Jahr des geweihten Lebens ruft alle auf, die gemeinsame Grundlage neu zu entdecken: *die Berufung zur Freiheit der Liebe Gottes*. Gleichzeitig ist es ein Aufruf, sich selbst in Frage zu stellen, in ständiger Bereitschaft zum Lernen und zur Umkehr, wie Papst Franziskus uns in Erinnerung ruft: „*Die erste Reform muss die der Einstellung sein. Die Diener des Evangeliums müssen in der Lage sein, die Herzen der Menschen zu erwärmen, in der Nacht mit ihnen zu gehen, ... ohne sich zu verlieren.*“

¹ Vgl. MERTON T., *Nessun uomo è un'isola*, Garzanti, Milano 1956, S. 165. [Dt.: *Keiner ist eine Insel*].

² Vgl. HADJADJ F., *Parcela con la morte. Anti-metodo per vivere*, Cittadella ed., Assisi 2009, S. 144-146.

³ Vgl. MERTON T., *Nessun uomo è un'isola*, Garzanti, Milano 1956, S. 151.

⁴ Vgl. BRUCKNER Pascal, *Il matrimonio d'amore ha fallito?*, Guanda ed., Rom 2011, S. 64.

⁵ *Ebd.*, S. 51.

KATAKOMBENPAKT (DOMITILLA) EINE DIENENDE UND ARME KIRCHE

Am 16. November 1965 – wenige Tage vor dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils – feierten in den Domitilla-Katakomben in Rom 40 Konzilsväter die Eucharistie und beteten um Treue zum Geist Jesu. Nach dieser Feier unterzeichneten sie den „Katakombenpakt“. Das Dokument ist eine Aufforderung an die „Brüder im Bischofsamt“, ein „Leben in Armut“ zu führen und sich für eine „dienende und arme Kirche“ einzusetzen, wie es dem Wunsch Papst Johannes‘ XXIII. entsprach. Die Unterzeichner – darunter viele Brasilianer und Lateinamerikaner, denn viele schlossen sich später dem Pakt an – verpflichteten sich, in Armut zu leben, auf alle Symbole und Privilegien der Macht zu verzichten und die Armen in den Mittelpunkt ihres Hirtendienstes zu stellen. Der Text hatte großen Einfluss auf die Befreiungstheologie, die in den folgenden Jahren entstand.

Hier der Text im Wortlaut.

Als Bischöfe, die sich zum Zweiten Vatikanischen Konzil versammelt haben; die sich dessen bewusst geworden sind, wie viel ihnen noch fehlt, um ein dem Evangelium entsprechendes Leben in Armut zu führen; die sich gegenseitig darin bestärkt haben, gemeinsam zu handeln, um Eigenbrötelei und Selbstgerechtigkeit zu vermeiden; die sich eins wissen mit all ihren Brüdern im Bischofsamt; die vor allem aber darauf vertrauen, durch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sowie durch das Gebet der Gläubigen und Priester unserer Diözesen bestärkt zu werden; die in Denken und Beten vor die Heilige Dreifaltigkeit, vor die Kirche Christi, vor die Priester und Gläubigen unserer Diözesen hintreten; nehmen wir in Demut und der eigenen Schwachheit bewusst, aber auch mit aller Entschiedenheit und all der Kraft, die Gottes Gnade uns zukommen lassen will, die folgenden Verpflichtungen auf uns:

- * Wir werden uns bemühen, so zu leben, wie die Menschen um uns her üblicherweise leben, im Hinblick auf Wohnung, Essen, Verkehrsmittel und allem, was sich daraus ergibt (vgl. Mt 5,3; 6,33-34; 8,20).
- * Wir verzichten ein für allemal darauf, als Reiche zu erscheinen wie auch wirklich reich zu sein, insbesondere in unserer Amtskleidung (teure Stoffe, auffallende Farben) und in unseren Amtsinsignien, die nicht aus kostbarem Metall – weder Gold noch Silber – gemacht sein dürfen, sondern wahrhaft und wirklich dem Evangelium entsprechen müssen (Vgl. Mk 6,9; Mt 10,9; Apg 3,6).
- * Wir werden weder Immobilien oder Mobiliar besitzen noch mit eigenem Namen über Bankkonten verfügen; und alles, was an Besitz notwendig sein sollte, auf den Namen der Diözese bzw. der sozialen oder caritativen Werke überschreiben (vgl. Mt 6,19-21; Lk 12,33-34).
- * Wir werden, wann immer dies möglich ist, die Finanz- und Vermögensverwaltung unserer Diözesen in die Hände einer Kommission von Laien legen, die sich ihrer apostolischen Sendung bewusst und fachkundig sind, damit wir Apostel und Hirten statt Verwalter sein können (vgl. Mt 10,8; Apg. 6,1-7).

- * Wir lehnen es ab, mündlich oder schriftlich mit Titeln oder Bezeichnungen angesprochen zu werden, in denen gesellschaftliche Bedeutung oder Macht zum Ausdruck gebracht werden (Eminenz, Exzellenz, Monsignore...). Stattdessen wollen wir als “Padre” angesprochen werden, eine Bezeichnung, die dem Evangelium entspricht.
- * Wir werden in unserem Verhalten und in unseren gesellschaftlichen Beziehungen jeden Eindruck vermeiden, der den Anschein erwecken könnte, wir würden Reiche und Mächtige privilegiert, vorrangig oder bevorzugt behandeln (z.B. bei Gottesdiensten und bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, als Gäste oder Gastgeber) (Lk 13, 12-14; 1 Kor 9,14-19).
- * Ebenso werden wir es vermeiden, irgendjemandes Eitelkeit zu schmeicheln oder ihr gar Vorschub zu leisten, wenn es darum geht, für Spenden zu danken, um Spenden zu bitten oder aus irgendeinem anderen Grund. Wir werden unsere Gläubigen darum bitten, ihre Spendengaben als üblichen Bestandteil in Gottesdienst, Apostolat und sozialer Tätigkeit anzusehen (Vgl. Mt 6, 2-4; Lk 15,9-13; 2 Kor 12,4).
- * Für den apostolisch-pastoralen Dienst an den wirtschaftlich Bedrängten, Benachteiligten oder Unterentwickelten werden wir alles zu Verfügung stellen, was notwendig ist an Zeit, Gedanken und Überlegungen, Mitempfinden oder materiellen Mitteln, ohne dadurch anderen Menschen und Gruppen in der Diözese zu schaden. Alle Laien, Ordensleute, Diakone und Priester, die der Herr dazu ruft, ihr Leben und ihre Arbeit mit den Armgehaltenen und Arbeitern zu teilen und so das Evangelium zu verkünden, werden wir unterstützen. (vgl. Lk 4,18f.; Mk 6,4; Mt 11,45; Apg 18,3-4; 20,33-35; 1 Kor 4,12; 9,1-27)
- * Im Bewusstsein der Verpflichtung zu Gerechtigkeit und Liebe sowie ihres Zusammenhangs werden wir daran gehen, die Werke der “Wohltätigkeit” in soziale Werke umzuwandeln, die sich auf Gerechtigkeit und Liebe gründen und alle Frauen und Männer gleichermaßen im Blick haben. Damit wollen wir den zuständigen staatlichen Stellen einen bescheidenen Dienst erweisen (Vgl. Mt 25,31-46; Lk 13,12-14 und 33f.)
- * Wir werden alles dafür tun, dass die Verantwortlichen unserer Regierung und unserer öffentlichen Dienste solche Gesetze, Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen schaffen und wirksam werden lassen, die für Gerechtigkeit, Gleichheit und gesamt menschliche harmonische Entwicklung jedes Menschen und aller Menschen notwendig sind. Dadurch soll eine neue Gesellschaftsordnung entstehen, die der Würde der Menschen- und Gotteskinder entspricht (Vgl. Apg 2,44f; 4,32-35; 5,4; 2 Kor 8 und 9; 1 Tim 5,16).
- * Weil die Kollegialität der Bischöfe dann dem Evangelium am besten entspricht, wenn sie sich gemeinschaftlich im Dienst an der Mehrheit der Menschen – zwei Drittel der Menschheit – verwirklicht, die körperlich, kulturell und moralisch im Elend leben, verpflichten wir uns: Gemeinsam mit den Episkopaten der armen Nationen dringliche Projekte zu verwirklichen, entsprechend unseren Möglichkeiten; auch auf der Ebene der internationalen Organisationen das

Evangelium zu bezeugen, wie es Papst Paul VI. vor den Vereinten Nationen tat, und gemeinsam dafür einzutreten, dass wirtschaftliche und kulturelle Strukturen geschaffen werden, die der verarmten Mehrheit der Menschen einen Ausweg aus dem Elend ermöglichen, statt in einer immer reicher werdenden Welt ganze Nationen verarmen zu lassen.

- * In pastoraler Liebe verpflichten wir uns, das Leben mit unseren Geschwistern in Christus zu teilen, mit allen Priestern, Ordensleuten und Laien, damit unser Amt ein wirklicher Dienst werde. In diesem Sinne werden wir gemeinsam mit ihnen “unser Leben ständig kritisch prüfen”; sie als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weiterbilden, so dass sie vom Heiligen Geist inspirierte Leiter und nicht Herrscher nach Art dieser Welt werden; uns darum mühen, menschlich präsent, offen und zugänglich zu sein und uns allen Menschen gegenüber offen erweisen, gleich welcher Religion sie sein mögen (vgl. Mk 8,34f.; Apg 6,1-7; 1 Tim 3,8-10).
- * Nach der Rückkehr in unsere Diözesen, werden wir unseren Diözesanen diese Verpflichtungen bekanntmachen und sie darum bitten, uns durch ihr Verständnis, ihre Mitarbeit und ihr Gebet behilflich zu sein.

Gott helfe uns, unseren Vorsätzen treu zu bleiben.

Seit Beginn des Jahres des geweihten Lebens gab es viele Begegnungen und Aktivitäten in verschiedenen Teilen der Welt. Einige davon sind jährlich stattfindende Ereignisse, während andere speziell für dieses bedeutende Jahr geplant wurden. Alle haben Bedeutung bekommen durch die Worte von Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben, wo er die Ordensleute ermahnt, „*dankbar auf die Vergangenheit zu schauen, die Gegenwart mit Leidenschaft zu leben und die Zukunft mit Hoffnung zu ergreifen*“.¹ Anfang Januar reiste die Präsidentin der UISG, Sr. Carmen Sammut MSOLA, nach **Vilnius** (Litauen), um auf einem von der Ordenskonferenz veranstalteten Nationalkongress zu sprechen. Die Energie und Lebenskraft des Ordenslebens in Litauen war eine wunderbare Erfahrung und ein sehr ermutigendes Zeichen. Im selben Monat vertrat die Vorstandssekretärin, Sr. Patricia Murray, IBVM, die UISG auf dem COSMAN/COMSAM Treffen in **Kinshasa** (Demokratische Republik Kongo). Dieses Treffen war eine wichtige Zusammenkunft der Vertreter zahlreicher Konferenzen in Afrika und Madagaskar. Jeder der Teilnehmer gab einen ausführlichen Bericht über die Herausforderungen, denen das Ordensleben in den jeweiligen Ländern gegenübersteht. Ein neuer Vorstand wurde gewählt, mit Sr. Marie Sidonie Ovambo, CIC als Präsidentin. Anfang Januar hatten die Mitglieder der **Konstellation Rom** ihr jährliches zweitägiges Treffen in Monte Cucco (Rom). Thema der Begegnung war die Interkulturalität. Verschiedene Generaloberinnen teilten ihr Wissen und ihre Erfahrung mit, was zu einem sehr anregenden Gespräch unter den Teilnehmerinnen führte.

Ebenfalls im Januar fanden in **Rom** im Rahmen der Gebetswoche für die Einheit der Christen zwei wichtige ökumenische Begegnungen statt. Die erste war der jährliche Besuch von Studenten des **Bossey Ecumenical Institute** (Schweiz) beim Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen (PCPCU). Im Rahmen ihres Besuchs sprachen Mitglieder der USG und der UISG mit den Studenten über das Ordensleben in der katholischen Kirche. Sr. Filo Hirota MMB (Vorstand) vertrat die UISG auf dieser Begegnung. Das Bossey Institute hat seinen Schwerpunkt in der ökumenisch-theologischen Bildung und Erziehung.

Vom 22. bis zum 25. Januar fand in Rom das von der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens veranstaltete Ökumenische Kolloquium der Ordensleute statt. Etwa 100 geladene Teilnehmer kamen in Vertretung anglikanischer, lutherischer, orthodoxer sowie katholischer Ordensleute des östlichen und des westlichen Ritus. Sr. Patricia Murray IBVM nahm als Vertreterin der UISG am Kolloquium teil. Jeder Tag begann und endete mit einem Gebet, das jeweils von einer der verschiedenen anwesenden christlichen Konfessionen geleitet wurde. Es gab Vorträge aus verschiedenen Traditionen und sehr engagierte Diskussionen in kleinen Gruppen. Die Rolle der Ordensleute bei der Förderung der Einheit der Christen war eines der wichtigsten Themen, die dabei zur Sprache kamen.

Gegen Ende Januar trat der Vorstand mit den **Neuen Leitungsteams** sowie mit den

neuen Mitgliedern der bestehenden Teams zusammen, um die Ziele der UISG und ihrer Tätigkeiten in Rom und weltweit abzustecken. Vom 4. bis zum 11. Februar versammelte sich der **Delegiertenrat** in Nemi, Italien, um über das Thema *Leitungsdienst für globale Solidarität* nachzudenken. Die Delegierten tauschten sich über das Ordensleben in verschiedenen Teilen der Welt aus und dachten über die vielen biblischen Eindrücke zu dem Thema nach, die Sr. Teresa Kure RHCJ gab. Im Rahmen der Begegnung erfuhren die Delegierten von neuen Initiativen, die von der UISG geplant sind, um auf die Flüchtlings- und Migrantenkrise in Italien zu antworten. Sie nehmen auch an Veranstaltungen zum **Fest der heiligen Bakhita (8. Februar)** teil. Papst Franziskus hatte die beiden Unionen der Generaloberen/Generaloberinnen gebeten, bezüglich der Geißel des Menschenhandels „*die Welt zu wecken*“ und den 8. Februar als Internationalen Tag des Gebets und der Bewusstseinsbildung zu fördern. Talitha Kum – die von Schw. Gabriella Botani CMS geleitete internationale Koordinationsstelle der UISG – spielte eine wichtige Rolle zur Förderung dieses internationalen Tages.

Inzwischen werden die Delegierten aus allen Konstellationen den **Strategischen Planungsprozess** erläutert haben, der gegenwärtig vom Vorstandsrat der UISG unternommen wird. In diesem Jubiläumsjahr erscheint es uns wichtig, Mitglieder der UISG und andere, mit denen wir zusammenarbeiten, einzuladen, die Rolle und Leistung der UISG zu bewerten und mutig in die Zukunft zu blicken.

Im Februar wurde der neue **Kirchenrechtliche Beratungsdienst**, den die UISG anbietet, offiziell eröffnet. Dieser Dienst kann von allen Mitgliedern der UISG in Anspruch genommen werden, die zu bestimmten Zeiten im Jahr eine anwesende Kirchenrechtlerin konsultieren können. Termine können gemacht werden für Besuche oder für eine Konsultation am Telefon oder via Skype. Sr. Mary Wright, IBVM (Australien) stand im Februar zur Verfügung und Sr. Marjory Gallagher, SC (Kanada) im März. Zukünftige Gelegenheiten werden bekanntgegeben werden.

In der ersten Märzwoche trat erstmals der neu errichtete **Kirchenrechtliche Rat der UISG** zusammen. Dieses kleine Komitee, das aus fünf Kirchenrechtlerinnen besteht, die verschiedene Kontinente vertreten, wird von Sr. Mary Wright IBVM (Australien) koordiniert. Ziel des Rates ist die kirchenrechtliche Beratung für Leiterinnen weiblicher Ordensinstitute in Afrika, Asien und an anderen Orten, um die Ordensinstitute zu befähigen, stets wertvolle Dienste zum Ausbau der Kapazitäten für Kirche und Gesellschaft anzubieten. Zwei weitere wichtige Treffen werden derzeit organisiert: eine für Ordensfrauen mit kirchenrechtlicher Ausbildung (November 2015); eine weitere für Generaloberinnen/Leiterinnen von Kongregationen kurz vor der UISG-Vollversammlung (Mai 2016). In Kürze werden Bekanntmachungen über diese beiden Zusammenkünfte gegeben werden.

Ein sehr erfolgreicher, von der NRCV (US-Nationalkonferenz der Ordensberufungen) veranstalteter **Internationaler Kongress zur Berufung (Rom)** fand vom 23. bis zum 27. Februar statt. Die Teilnehmer kamen zum großen Teil aus Ländern, die das erfahren, was als „Berufungskrise“ bezeichnet wird. Sr. Patricia Murray IBVM nahm für die UISG daran teil. Es war eine sehr positive Begegnung. Aus den verschiedenen Berichten der einzelnen Länder ging hervor, dass viele verschiedene

Ansätze zur Entscheidungsfindung über die Berufung den „Suchenden“ angeboten werden.

Eine kurze Reflexion über die Zusammenkunft der Delegierten in Nemi von Sr. Joyce Meyer, PBVM.²

Die Teilnahme an der Delegiertenversammlung der UISG ist immer eine existentiell herausfordernde Erfahrung. Die Vielfalt der Gesichter, Kleidung, Sprachen vermischt sich mit dem Wunsch nach Gemeinschaft, Verständnis, Kommunikation. Es herrscht ein familiäres Klima, eine wunderbare Ordensfamilie, bereichert von den vielen Charismen, die die Runde machen, einander begegnen, einander gegenseitig erleuchten. Der Dienst, den eine jede Delegierte sowohl in ihrem eigenen Institut als auch in ihrer Konstellation ausübt, zieht Nutzen aus dem Kontakt mit den verschiedenen Wirklichkeiten in verschiedenen Teilen der Welt.

Wir antworten auf eine der größten Herausforderungen in der Geschichte der Menschheit: die Herausforderung, frei miteinander umzugehen, gemeinsam nachzudenken, aufeinander zu hören und miteinander zu planen. Jede von uns bringt ihr eigenes Volk, ihre eigene Erfahrung, ihre eigene Reise mit sich. All das zusammen macht die Delegiertenversammlung zu einem *Unikum* (etwas Einzigartigem) in der Welt. Sehr langsam erkennt man nicht nur ihre symbolische Macht, sondern auch ihre tatsächliche und inspirierende Stärke.

Das Ordensleben geht voran. Seine Ausdrucksformen befinden sich im Aufruhr. Die Traditionen werden auf dem Hintergrund der Zeiten betrachtet, die sie hervorgebracht haben. Die heutige Welt bewegt sich auf neue Missionsbereiche in den Randgebieten zu. Verschiedene Länder stehen vor gleichen Fragen und Problemen. In den Begegnungen der UISG treten die Wunden zutage, die geheilt werden müssen; die Klischees, die von lokalen Zeugen überprüft werden müssen; der Mangel an Menschlichkeit und Spiritualität in den Ländern, aus denen wir kommen und die in unseren Gesprächen deutlich werden und den Wunsch nach einem stärkeren Einsatz zur Heilung all dieser Wunden wachsen lassen. Um das Herz zu wärmen, die Flamme des Geistes zu stärken wollen wir uns herausfordern lassen, indem wir zusammen nachdenken, zusammen Fragen stellen, uns rastlos einsetzen zum Wohl der Sendung, die wir in der Welt und in der Kirche vorantragen. Die Fortschritte, die die UISG gemacht hat und macht, sind ein reiches und gesegnetes Geschenk an uns alle, das aus dem Evangelium und von mutigen Frauen kommt.

¹ Apostolisches Schreiben Seiner Heiligkeit Papst Franziskus an alle Frauen und Männer geweihten Lebens zum Jahr des geweihten Lebens.

² Sr. Joyce Meyer ist Mitglied des Vorstands der Conrad N. Hilton Stiftung für Schwestern.